35. Jahrgang 17. April 1919 Heft 29

Reclams Universum

Illustrierte Wochenschrift

Heftpreis 55 Pfennig. Vierteljährl. 6.50 Mk. und 20 Pf. Bestellgeld.

Beachtenswerte Mitteilungen

Wie man den schönsten Hohlsaum selbst herstellen kann. Ein patentamtlich geschützter Hohlsaum-Apparat (bei einer Vertretung von Köhler-Nähmaschinen für wenige Mark erhältlich) bewährt sich vorzüglich bei der Anfertigung von Blusen, Taschentüchern, Deckchen, Kragen, Wäsche, Spitzenbesätzen und ist für jedes Nähmaschinenfabrikat und System einstellbar. Bei Einkauf nehme man ein Füßchen seiner Nähmaschine mit, damit man den passenden Apparat erhält. Sollte eine Vertretung der obigen Nähmaschinen-Marke nicht in der Nähe sein, so dient die Nähmaschinenfabrik Hermann Köhler, Altenburg S.-A. den Lesern und Leserinnen von Reclams Universum gern mit Beschreibung und näheren Einzelheiten.

Zu dem vornehmsten und schönsten Ausputz zählen noch immer die Straußfedern, die in bekannt guter Auswahl und in allen Preislagen von der Manufaktur künstlicher Blumen- und Straußenfederhandlung Hermann Hesse, Dresden, Scheffelstraße 10/12 zu beziehen sind. Außer Straußfedern liefert die Firma echte Stangen-, Kronen- und Paradiesreiher, sowie Boas von Strauß, ebenso Marabutkragen, alles in größter Auswahl und jeder Preislage. Auf das in dieser Nummer befindliche Inserat sei besonders aufmerksam gemacht.

Wir weisen auf den beiliegenden Prospekt des Verlages Kurt Wolff in Leipzig über Heinrich Manns großen Roman „Der Untertan“ hin. Immer mehr wird erkannt, daß Manns Werk ein einzigartiges Dokument unserer Zeit ist, eine Vorgeschichte der deutschen Revolution, die nirgends so scharf analysiert und so eindringlich gestaltet worden ist, wie hier.

Briefkasten

Im Briefkasten werden nur Anfragen beantwortet, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung, und briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden.

Franz B. Die Zivillisten der entthronten Monarchen und der jetzt noch regierenden Persönlichkeiten weisen hohe Zahlen auf: Es bezogen und beziehen der König von Preußen 15700000 Mark (als Deutscher Kaiser bezog er kein Gehalt), Kaiser von Österreich 19220000 Mark, Kaiser von Rußland 34200000 Mark, König von Bayern 5371431 Mark, König von Sachsen 4108250 Mark, König von Württemberg 2127030 Mark, Großherzog von Baden 1841412 Mark, König von Serbien 900000 Mark, König von Montenegro 200000 Mark, König von Belgien 4300000 Mark, Mikado von Japan 6000000 Mark, König von Italien 12800000 Mark und der König von England 11600000 Mark. Der Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas bezieht 50000 Dollar und der Präsident von Frankreich hat jährlich 600000 Frank Gehalt und 600000 Frank Repräsentations- und Reisegelder. Die Zivilliste des Kaisers von Österreich wurde durch die Zulage für das Armeeoberkommando seit dem Kriege noch um jährlich anderthalb Millionen Kronen erhöht.

Frau Lotte in K. Wenn Sie das Universum so unregelmäßig erhalten, empfiehlt sich der Bezug durch die Post. Für die Postbezieher wird das Universum jeden Donnerstagvormittag dem Leipziger Postzeitungsamt zur Weiterbeförderung übergeben. Die Hefte müssen also stets Freitags in K. eintreffen und Ihnen spätestens am Sonnabend vom Briefträger zugestellt werden. Die Zustellungsgebühr fürs Vierteljahr kostet nur 12 Pfg., also noch nicht einmal 1 Pfg. fürs Heft. Eine bequemere und billigere Bezugsart können wir Ihnen nicht empfehlen.

v. R. Gern wären wir Ihnen gefällig gewesen, können Ihnen aber leider nur mitteilen, daß wir ein Buch „Hohenzollern-Anekdoten" kennen, dessen zweiter Band humoristische Aussprüche Friedrichs des Großen enthält. Es ist von Fr. Schmidt-Hennigker und im Verlage R. Lutz, Stuttgart, erschienen. Ob noch ein anderes Buch dieser Art herausgegeben ist, wissen wir nicht.

Gesundheitsrat.

E. R. Gegen Ihren chronischen Muskelrheumatismus und Ischias werden Sie wahrscheinlich Bad Lausick in Sachsen, vor allem aber Schmiedeberg mit gutem Erfolg brauchen. Betreffs Aufbringung der Mittel würde vielleicht eine milde Stiftung Ihres Heimatortes etwas tun; Staatsbeihilfen gibt es u. W. unter Umständen für Kuren in Elster, auch für Teplitz, beide ebenfalls sehr gut für Sie passend. Dazu müssen Sie sich einmal an das Ministerium des Inneren wenden unter Beifügung eines ärztlichen Zeugnisses und Schilderung Ihrer Verhältnisse.

*

Reclams Universum

35. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis zu Heft 29:

17. April 1919

Illustrierte Weltrundschau:



Friede sei mit Euch!

Nach einem Holzschnitt von Augustinus Heumann.

UNIVERSUM LEIPZIG



Karfreitag. Von Felix Neumann.

Düster und schwer hängen die Wolken am deutschen Himmel! — Alles, was wir durch Menschenalter an Hoffnungen nährten, was wir in unseren Herzen hegten und pflegten, was als Vermächtnis der Väter uns heilig war, mußten wir gebeugten Hauptes zu Grabe tragen. Karfreitagstimmung liegt über den einst gesegneten heimischen Landen, unter Blitz und Donner zerriß der Tempelvorhang unseres nationalen Heiligtumes, unsere ruhmreiche Vergangenheit ward ans Kreuz geschlagen, und die Kriegsknechte unserer Feinde würfeln um die Fetzen der Kleidung, die Germania mit Stolz trug.

Aber wie einst die große Leidenswoche vor zweitausend Jahren mit einem hellen Ostersonntage abschloß, so gewiß dünkt auch uns jetzt, daß für das niedergeworfene deutsche Volk der Auferstehungstag dämmert.

Welche Zeiten haben wir durchlebt! Noch stehen wir zu sehr inmitten aller dieser schweren Schickungen, als daß es uns möglich wäre, den wüsten Traum von unseren Lidern zu schütteln und den klaren Blick wieder zu gewinnen, ohne den wir den rechten Weg nicht zu finden vermögen, der uns durch die Finsternis dieser Tage einer besseren Zukunft entgegenführen soll.

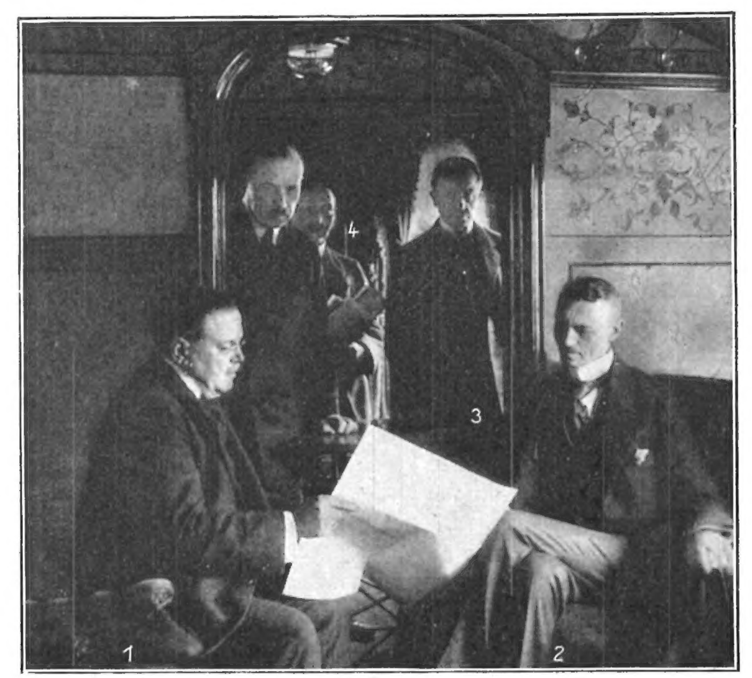
Wir haben viel Schuld auf uns geladen und manche unersetzlichen Werte verschleudert, aber wir besitzen noch das Gedenken an unsere glänzende Vergangenheit, jene ruhmvolle Zeit, in der Deutschland vor aller Welt bekundete, daß es ein Anrecht zu machtvollem Leben habe. Wenn wir die Granitquadern unserer versunkenen Größe zusammentragen, sie mit dem Kitt neuen eisernen Wollens aneinanderfügen und so das Fundament formen, dann kann ein Neubau entstehen, der, im Laufe arbeitsharter Jahre heranwachsend, das von schwerer Krankheit genesene Volk dereinst wieder schirmen und schützen wird.

Bettelarm sind wir geworden; nichts blieb uns als unsere rüstigen Arme, mit deren Hilfe wir uns wieder zu Ansehen emporarbeiten können. — Die Saat hoher nationaler Erhebung, die im August 1914 blühend aufging, ist durch die Pflugschar eines vierjährigen furchtbaren Krieges vernichtet worden. Brüchige Schollen starren uns von jener Stätte entgegen, wo goldenes Korn wogte, aber unter der umgepflügten, seufzenden Erde liegen die Leiber von mehr als 1600000 deutscher Männer, die für uns kämpften, bluteten und starben.

Sind sie umsonst gefallen? — Das kann und darf nicht sein! Während unser Haus in hellen Flammen stand und wir alle Hände regen mußten, den Brand innerer und äußerer Wirren zu löschen, trat das Andenken an die Toten des Weltkrieges in den Hintergrund. Es war menschlich, daß die Lebenden in ihrer Verwirrung und ihrer Qual zunächst alle Rechte für sich in Anspruch nahmen und für die aus ihrer Mitte Geschiedenen wenig blieb. Nun aber pocht die Osterzeit mahnend an die verschlossene Tür unseres Volksgewissens.

Falls wir nach der Not der Passionszeit je auf ein deutsches Ostern hoffen, so kann dieser Wunsch nur in Erfüllung gehen, wenn wir in Zukunft im Geiste dieser Toten wirken.

Was haben die Gefallenen gewollt, die alle Leidensstufen durchschritten, die in dem felsenfesten Bewußtsein die kampfmüden Augen schlossen, für eine starke,

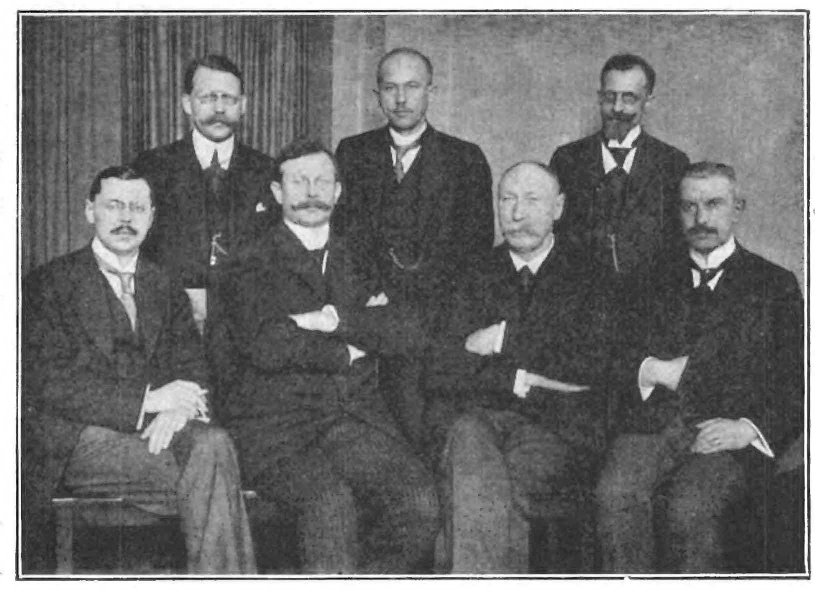


Von den Verhandlungen über Danzig. Eine Besprechung des Reichsministers Erzberger (1) über die Danziger Frage mit dem Oberbürgermeister von Danzig Dr. Sahm (2), dem Unterstaatssekretär Freiherrn Langwerth v. Simmern (3) und dem Referenten Dr. Driesen (4) auf der Fahrt nach Spa. Die Verhandlungen, die die deutschen Vertreter mit Marschall Foch in der Danziger Frage pflogen, zeigten, daß es trotz allem möglich ist, mit Festigkeit etwas zu erreichen; führten sie doch zu einer Ablehnung der von den Polen geforderten Landung polnischer Truppen in Danzig.

einige deutsche Heimat gefallen zu sein?

Sie warfen sich den feindlichen Kugeln und Bajonetten entgegen, um mit ihren Leibern Deutschland vor der Vernichtung durch die Feinde zu schützen.

Das Beispiel, das sie uns gaben, sollte uns die Stärke verleihen, derer wir bedürfen, um durch die Wüstenei schwerer Prüfungen und Entbehrungen in die geläuterte Welt der Erkenntnis der unserer noch harrenden großen völkischen Aufgaben einzugehen! —



Das neue badische Ministerium. Von links nach rechts 1. Reihe: Unterrichtsminister Professor Hummel (Demokrat), Finanz- und Eisenbahnminister Dr. Wirth (Zentrum), Ministerpräsident Geiß (Mehrheitssozialist), Minister des Äußern Dietrich (Demokrat). 2. Reihe: Justizminister Trunk (Zentrum), Minister des Innern Remmele (Sozialdemokrat), Arbeitsminister Rückert (Sozialdemokrat). Phot. Leipziger Presse-Büro.

Vergangenheit zu Hilfe rufen müssen, um aus ihr neue Kraft zu schöpfen, wie Antäos aus der Berührung mit seiner Mutter, der Erde.

Wenn es zur Zeit viele Menschen bei uns gibt, die nur der Gegenwart leben, die Gedanken an die Vergangenheit aber mit allen Mitteln unterdrücken, so ist die Ursache auf zwei Gebieten zu suchen. Die einen sind so verblendet, daß sie meinen, die Errungenschaften der Gegenwart würden geschädigt, wenn die überragende Vergangenheit noch in unsere düsteren Tage hineinleuchte. Sie meinen es sich und ihrem doktrinären Geiste schuldig zu sein, über alles, was uns einst nahestand und uns begeisterte, den Bannfluch zu sprechen. Ihnen mag man als Beispiel das republikanische Frankreich entgegenhalten. Das hehrste Heiligtum der national denkenden Franzosen ist nach wie vor der Invalidendom in Paris, wo die Gebeine des großen Napoleon ruhen.

Unter der wuchtenden Last unerhörter Leiden brachen wir zusammen. Wie es kam, und warum es so kam, das nachzuprüfen ist Sache geschichtlicher Forschung, nicht aber unsere Aufgabe im Rahmen dieser kurzen Betrachtung. Wir stehen vor mehr oder weniger vollzogenen Tatsachen und müssen uns mit ihnen abfinden.

Das heißt aber nicht, daß wir in fatalistischer Gleichgültigkeit die Dinge gehen und treiben lassen sollen.

Das Schicksal verlangt von uns, daß wir mit den gegebenen neuen Größen des Völkereinmaleins rechnen lernen und nicht den Griffel fortwerfen, weil das alte Exempel durch die Ereignisse der Neuzeit zerschlagen wurde.

Unsere Gegenwart ist so arm an Erhebendem, daß wir die

Und welcher Franzose denkt nicht national! Selbst die äußerste Linke verschmäht es zuweilen nicht, sich an den einstigen Taten der „grande nation“ zu berauschen, die von einem Autokraten reinsten Wassers vollbracht wurden.

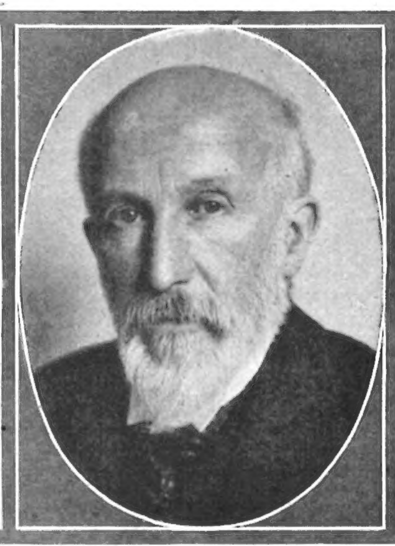
In dieser Hinsicht können wir von unseren Feinden lernen. Die andern aber, die das Gewesene einsargten, und von



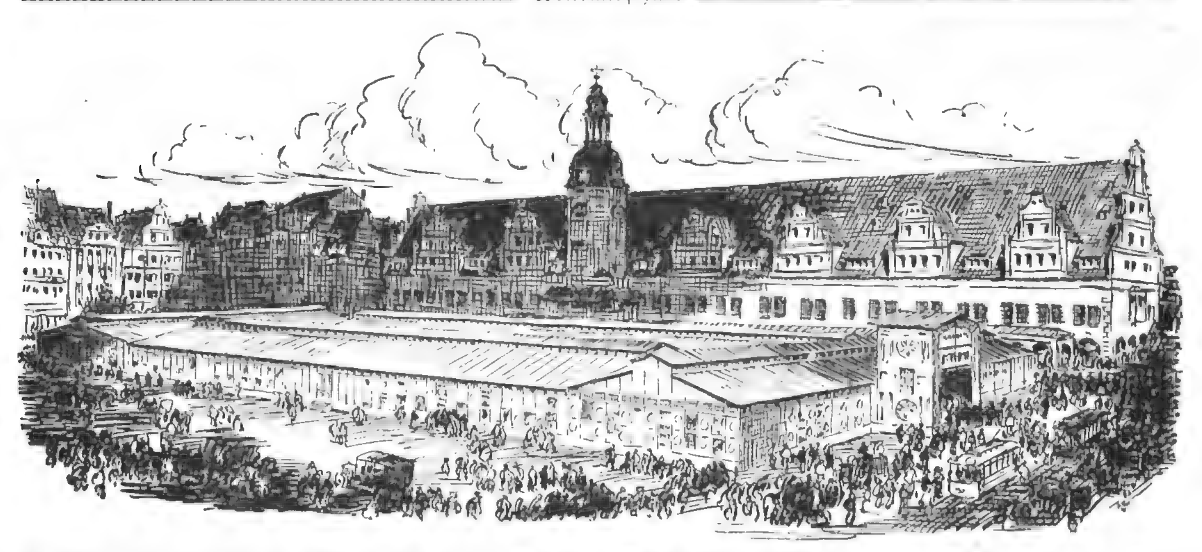
Dr. Heinrich Lhotzky, der bekannte Ethiker, vollendet am 21. April in Ludwigshafen am Bodensee sein 60. Lebensjahr; seine zahlreichen Schriften, die zum Nachdenken über sich und alle Probleme der Welt- und Lebensanschauungen anregen, sind den Werdenden ein Führer. Dr. Lhotzki war nach seinem theologischen Studium jahrelang Pfarrer in Beßarabien und in der Krim und lebt nunmehr als Privatgelehrter.



Geh. Rat Dr. Wilhelm Ritter v. Borscht, der verdienstvolle Oberbürgermeister von München, tritt von seinem Amt zurück; er stand acht Jahre lang als zweiter Bürgermeister und über ein Vierteljahrhundert als Oberbürgermeister an der Spitze der bayrischen Hauptstadt, die seinem Weitblick und seiner Tatkraft viel verdankt. Im Jahrgang 29 Heft 25 widmeten wir Dr. v. Borscht einen ausführlichen Aufsatz. Phot. Kester.



Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Oskar Hertwig, der anerkannte Biologe, begeht am 21. April in Berlin seinen 70. Geburtstag; seit 1888 wirkt der Gelehrte als Direktor am dortigen anatomisch-biologischen Institut und als Professor der allgemeinen Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Die beiden Gebiete, über die er zahlreiche Schriften veröffentlichte, verdanken seinem reichen Forschergeist bedeutsame Befruchtung. Phot. Alice Matzdorff.



Ausstellungshallen zur Leipziger Frühjahrsmesse. Vom 27. April bis 3. Mai steht Leipzig wieder im Zeichen der Messe, die sich in den Kriegsjahren immer stärker zu einem Sammelpunkt der Industrie ausgebildet hat. Die diesjährige Frühjahrsmesse weist gegen die reich beschickten Vormessen eine weitere Zunahme an Ausstellern und Käufern auf, bisher liegen 7200 Anmeldungen von Ausstellungsfirmen vor. Infolge dieses Andranges reichen die vorhandenen großen Ausstellungsräume nicht aus, so daß die Stadt nach Heranziehung unbenutzt stehender Gebäude noch gezwungen war, zur Ausstellung von Meßmustern Notbauten ausführen zu lassen, die von nun an zu jeder Messe auf dem alten Marktplatz, dem Mittelpunkt des Meßverkehrs, zur Aufstellung kommen werden. Bei der inneren Einrichtung wurde die Anlage der neuesten Meßpaläste zum Muster genommen. Die Stände und Kabinen sind schon für die nächsten fünf Jahre an 150 Aussteller vermietet.

denen wir jetzt sprechen wollen, sind die, die das Unglück unseres Vaterlandes seelisch so erschütterte, daß sie das Gedenken an das, was war, als eine Marter empfinden.

Auch sie versündigen sich an unseren Ahnen und an denen, die in diesem Kriege auf blutiger Wal starben.

Unlöslich und untrennbar sind wir Deutsche der Jetztzeit angeschmiedet an die letzten Jahrhunderte unserer glanzvollen Entwicklung. Nur Schächer reißen das Gewesene aus dem Herzen, um alsbald hemmungslos neuen Göttern zu opfern. Wir können mit beiden Füßen breitbeinig im Sturm dieser Tage stehen, die Fäuste geballt und die Herzen in furchtlosem Schlagen, gewillt, auch das Schwerste zu tragen, und unsere Seele schweift doch zurück in vergangene Tage und sucht aus dem Flugsande der Wüste, die uns umgibt, die glitzernden Diamanten unserer nationalen einstigen Größe. Das macht uns nicht schwach, wie viele meinen, nein, es stählt uns, weil wir uns sagen: Eine Volksgemeinschaft mit solcher Vergangenheit hat noch eine Zukunft vor sich, mag auch die Gegenwart noch so düster sein.

Solange wir die Toten dieses Krieges nicht vergessen, solange wir es verstehen, uns in Stunden ernster Einkehr in den Geist zu versenken, der sie beseelte, können wir nicht untergehen. Der Dom der Erinnerung, zu dem wir pilgern müssen, wenn uns besonders schwer ums Herz ist, ward nicht aus Marmor und Stein erbaut. Er steht unsichtbar, aber darum nicht minder eindrucksvoll auf allen Schlachtfeldern, wo unsere Söhne im Heldenkampfe gegen ungeheure Übermacht die Ehre des deutschen Namens siegend und fallend wahrten!

Daß wir am Ende unterlagen, ist an sich keine Schande. Nur müssen wir unser Unglück mit Würde zu tragen wissen. In zerrütteten Seelen schwingen die Gefühle und Gedanken wild durcheinander. Wir müssen manches, was uns in dieser Zeit unfaßbar erscheint, auf den Umstand zurückführen, daß vier Jahre unsagbarer Lasten unser Volk gänzlich aus der Gleichgewichtslage brachten.

Einmal muß der Zeitpunkt der Selbstbesinnung wiederkehren, es handelt sich nur darum, die Genesung nach Möglichkeit zu beschleunigen. Die entgötterte deutsche Welt bedarf der Neubelebung. Umgeben von Trümmern, erwächst uns die Herkulesarbeit des Wiederaufbaues. Gelingt es uns, der gequälten Menschheit den Glauben an eine künftige höhere Mission einzuhauchen, dann haben wir die Krisis hinter uns, der Gesundungsprozeß schreitet unaufhaltsam voran.

Wie wir wirtschaftlich von vorn anfangen müssen, so auch geistig! Den unmittelbaren Erlebnissen entrückt, wird später die junge Generation der Enkel mit Ehrfurcht vernehmen, was wir vollbrachten und was wir den Toten schuldig sind, trotzdem uns der Sieg in zwölfter Stunde entrissen ward.



Ein Schloß als Meßhaus. Angesichts des großen Andranges von Ausstellern und Käufern auf der Leipziger Frühjahrsmesse wird das Leipziger Schloß des früheren Königs von Sachsen als Ausstellungshaus dienen. Die Einrichtung des Schlosses wurde vor kurzem versteigert.
Hofphot. E. Hoenisch.



Der Unabhängigenführer und Volksschullehrer Niekisch, der die dritte bayrische Revolution in Szene setzte. Er trat als Vorsitzender und sogenannter Volksbeauftragter an die Spitze des Zentralrates und leitete die bayrische Räteregierung, bis er nach fünftägiger Herrschaft infolge Bildung eines kommunistischen Gegenrats dem Maurerpolier Kloß weichen mußte. Phot. H. Hoffmann.



Dr. Otto Neurath, Begründer des deutschen Wirtschaftsmuseums in Leipzig, errichtete das von der bayrischen Räteregierung auf seine Anregung geschaffene Zentralwirtschaftsministerium. Er stammt aus Galizien, studierte in Österreich und trat nach der Revolution in Sachsen und Bayern als Vorkämpfer einer uferlosen Sozialisierung auf. Phot. H. Hoffmann.

Die Boelcke, Immelmann, Weddigen, und neben ihnen die Tausende, von denen des Sängers Mund den Namen nicht nennt, weil sie unbekannt die Heldenstraße gen Walhall zogen, reißt keine noch so große Umwälzung staatlicher Art aus unseren Herzen.

Wir brauchen Volksärzte, die sich als geistige Führer an die Spitze der Nation stellen. Berater der kranken Seelen, die uns lehren, daß wir zu neuem Leben schreiten müssen.

Ein schwerer Kampf liegt hinter uns. Der noch schwerere steht uns bevor, nämlich die Erringung des Sieges über uns selbst. Was edel und schön an uns war, fiel an vielen Orten in den Staub, nun gilt es, aus dem Born der Erinnerung den Trank zu schöpfen, der uns die Rettung bringt, indem wir uns erkennen und sehen, was uns in Zukunft nottut!

Noch hüllt die Karfreitagdämmerung unser Denken ein. Uns ist zumute wie damals den Jüngern, die im Augenblick des ersten Schmerzes alles für verloren hielten. Aber der Triumph der Finsternis hatte nur eine kurze Dauer.

So wird es auch uns gehen. Die Blüte unseres Volkes sank ins Grab; sie wird wieder auferstehen, nicht körperlich, aber geistig in unserem Gedächtnis. In dem Augenblick, da das geschieht, beginnen auch für uns die Osterglocken zu läuten. Dann werden sich die Winternebel unseres Unglücks teilen, jene



Der zweite deutsche Rätekongreß in Berlin. In den Tagen der höchsten Spannung, in denen eine kleine Schar Kommunisten in München die Räterepublik ausrief und der deutsche Wirtschaftskörper durch andauernde Streiks erschüttert wurde, trat in Berlin der zweite deutsche Rätekongreß zusammen, dessen Verhandlungen einen geistigen Ringkampf von großer Tragweite darstellen. Die Mehrheitssozialisten, die mit den Demokraten die weitaus überwiegende Mehrheit innehaben, sandten ihre besten Redner an die Front, um die Ideenwelt und das Handeln der Unabhängigen zu bekämpfen; was sie vorbrachten, klingt so überzeugend, daß es beinahe unbegreiflich ist, wenn die Mitläufer der Unabhängigen sich diesen Vernunftgründen und Ausführungen verschließen und durch die spartacistische Taktik ihrer Führer sich und das ganze deutsche Volk ins Verderben treiben lassen. Wer mit klarem Verstand diese Verhandlungen verfolgt hat, muß sich sagen, daß die Logik auf seiten der mehrheitssozialistischen Redner, die freilich der Gesamtheit ihrer Anhänger nicht sicher sind, die Phantastik auf der der Unabhängigen ist. Zu einer Klärung der aufs äußerste zugespitzten Verhältnisse hat der Kongreß, der unter dem Vorsitz des Mehrheitssozialisten Hauschild stattfand, bislang nicht geführt.



Eine Kirche als Kino. Die zur Betriebsanlage der Berliner Meierei Bolle gehörige Kirche, die als solche nicht benutzt wurde, wird in ein Kino umgewandelt werden. Diese Maßnahme ist ein Zeichen der Zeit, und man kann bei der jetzt stark hervortretenden Lust am Kino bestimmt annehmen, daß die ehemalige Kirche in ihrer neuen Bestimmung nicht mehr über Mangel an Besucher zu klagen haben wird. Photothek.

Nebel, die unsere Hirne umdampften und ihnen die Klarheit vernünftigen Denkens raubten. Wir warten auf den Messias, der uns herausführt aus der Enge unseres Leides auf einen hohen Berg, von dem aus wir frei ins Land unserer neuen Zukunft blicken können. Das Volk, das Kant, Luther, Bach, Goethe und Bismarck zeugte, harrt der großen Führer, die ihm aus Nacht und Wirrnis erstehen werden, weil sie kommen müssen!

Zwischen Krieg und Frieden.

Chronik vom 6.—12. April.

6. April. Das Reichsministerium hat das Rätesystem in der Reichsverfassung festgelegt, und zwar durch nachstehende Abänderungsvorschläge zu Artikel 34 der Verfassung: Die Arbeiter sind dazu berufen, gleichberechtigt in Gemeinschaft mit den Unternehmern an der Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen, sowie an der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung der erzeugenden Kräfte mitzuwirken. Die beiderseitigen Einrichtungen und ihre tariflichen Vereinbarungen werden anerkannt. Die Arbeiter erhalten zur Wahrnehmung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Interessen nach Betrieben und Wirtschaftsgebieten gegliederte gesetzliche Vertretungen in Betriebs- und Bezirksarbeiterräten und einem Reichsarbeiterrat. Die Bezirksarbeiterräte und der Reichsarbeiterrat treten zur Erfüllung gesamtwirtschaftlicher Aufgaben und zur Mitwirkung bei der Ausführung der Sozialisierungsgesetze mit den Vertretungen der Unternehmer zu Bezirkswirtschaftsräten und einem Reichswirtschaftsrat zusammen. Sozialpolitische und wirtschaftspolitische Gesetzentwürfe von grundlegender Bedeutung sollen von der Reichsregierung vor ihrer Einbringung beim Reichstag dem Reichswirtschaftsrat zur Begutachtung vorgelegt werden. Der Reichswirtschaftsrat hat das Recht, selbst solche Gesetze beim Reichstag zu beantragen, die ebenso wie Vorlagen der Reichsregierung oder des Reichs-



Der Schauplatz der Ermordung des sächsischen Kriegsministers Gustav Neuring. Am 12. April wurde in Dresden der sächsische Kriegsminister auf eine ähnliche bestialische Weise ermordet, wie der Oberstleutnant v. Klüber in Halle; auch an die Gewaltakte gegen den bayrischen Minister Auer und den Abgeordneten Osel erinnert die Dresdener Untat lebhaft. Bolschewistische Elemente hetzten Kriegsbeschädigte, die gegen eine von Berlin ausgegangene Verfügung vorstellig werden wollten, zu einem Sturm auf das Kriegsministerium (× ×). Während Neuring mit der Abordnung der Kriegsbeschädigten verhandelte, wurden Handgranaten in die Menge geworfen und erzählt, daß dieses auf Neurings Befehl erfolgt sei. Hierauf drang die Menge in das Gebäude, schleppte den Minister auf die Elbbrücke (×), warf ihn in den Strom und erschoß ihn, als er ans Ufer schwimmen wollte.

rats zu behandeln sind. — Der Reichswirtschaftsminister setzt Höchstpreise für Kohlen fest, um die vom rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat beschlossene Erhöhung der Preise unmöglich zu machen. Die festgesetzten Höchstpreise entsprechen den am 31. März 1919 in Geltung gewesenen Verkaufspreisen des Syndikats und gelten vom 1. April 1919 ab. — In Düsseldorf wurde von den kommunistischen Gruppen bei den Werken eine Abstimmung wegen des geplanten Generalstreiks veranstaltet, wobei etwa 10000 Stimmen für und 3000 Stimmen gegen den Generalstreik abgegeben wurden, dessen Beginn die Generalstreikkommission mit 16 gegen 6 Stimmen auf den Mittag des 6. April festsetzte. — In Essen erhoben die christlichsozialen Arbeiter der Firma Krupp scharfen Widerspruch gegen den auf den Kruppschen Werken verkündeten Generalstreik und erschienen am Morgen des 7. April geschlossen zur Arbeit, wurden jedoch von Spartacisten zurückgehalten. Erst nach der Besetzung der Kruppschen Werke durch Regierungstruppen konnte die Arbeit aufgenommen werden. Eine in Bielefeld tagende Bergarbeiterkonferenz aus ganz Deutschland lehnte mit 71 gegen 5 Stimmen den Sechsstundentag für die Bergarbeiter ab, da für Deutschland gegenwärtig die durch seine Einführung entstehenden Schädigungen für die Allgemeinheit zu groß seien. Am 8. April wurde über Düsseldorf und Essen Stadt und Land der verschärfte Belagerungszustand verhängt; in Essen rückte das Korps Lichtschlag von den Regierungstruppen ein. — Zum Präsidenten der Republik Litauen wurde von der Taryba Anton Smetona gewählt.

7. April. In München erfolgte die Erklärung der Räterepublik durch den revolutionären Zentralrat Bayerns. In der Erklärung an das Volk Bayerns heißt es: „Die Diktatur des Proletariats bezweckt die Verwirklichung eines wahrhaftigen sozialistischen Gemeinwesens, in dem jeder arbeitende Mensch sich am öffentlichen Leben beteiligen soll. Die von verantwortlichen Vertrauensmännern geführten Arbeiterräte erhalten als Volksbeauftragte für bestimmte Arbeitsgebiete außerordentliche Vollmachten. Die Presse wird sozialisiert. Zum Schutze der bayrischen Räterepublik wird eine rote Armee gebildet. Ein Revolutionsgericht wird jeden Anschlag gegen die Räterepublik sofort rücksichtslos ahnden. Die bayrische Räterepublik folgt dem Beispiel der russischen und ungarischen Völker. Sie nimmt sofort die brüderliche Verbindung mit diesen Völkern auf. Dagegen lehnt sie jedes Zusammenarbeiten mit der ‚verächtlichen Regierung Ebert-Scheidemann-Noske-Erzberger‘ ab.“ Im Gegensatz zu der Bekanntmachung des revolutionären Zentralrats sieht sich die vom Landtag gewählte Regierung als die einzige Inhaberin der höchsten Gewalt an, deren Anordnungen und Befehle allein zu vollziehen sind. Der Sitz der Regierung wurde nach Bamberg verlegt, dort trat auch der Landtag zusammen. München ist in nördlicher Richtung vom Eisenbahnverkehr abgeschnitten. Die Reichsbank stellte die Über-



I. Preis (je 2000 Mark): E. Böhm, Charlottenburg.



I. Preis: Willi Schmid, München.



I. Preis: Georg A. Mathey, Berlin.



II. Preis (je 1500 Mark): Hugo Frank, Stuttgart.



II. Preis: E. Böhm, Charlottenburg.



II. Preis: Lili Schultz, München.



III. Preis (je 1000 Mark): Georg A. Mathey, Berlin.



III. Preis: Hugo Frank, Stuttgart.

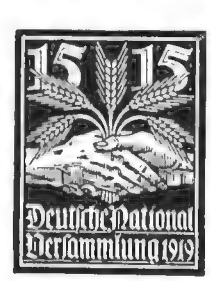


III. Preis: Willi Schmid, München.

Die Erinnerungsbriefmarken an die Deutsche Nationalversammlung.

Das Ergebnis des vom Reichspostministerium ausgeschriebenen Wettbewerbs.

(Siehe nächste Seite.)



III. Preis: Prof. E. R. Weiß, Berlin.

sendung von Noten nach München ein. Der Arbeiter- und Soldatenrat in Nürnberg lehnte die Räterepublik ab, ebenso erhoben Abgeordnete aller bürgerlichen Parteien der drei fränkischen Regierungsbezirke einstimmig Protest gegen die Ausrufung Bayerns zu einer Räterepublik und die Arbeiter- und Soldatenräte des bayrischen 2. Armeekorps (Würzburg) faßten mit 4/5 Mehrheit denselben Beschluß. Die gesamte Bauernschaft Frankens, der Oberpfalz, Oberbayerns und Schwabens erklärte das Ministerium Hoffmann und den bayrischen Landtag als gesetzliche Regierung und Volksvertretung und verhängte am 8. April die Lebensmittelsperre über Augsburg und München, bis die Räteregierung zurückgetreten sein wird. Die Regierungen von Württemberg, Baden und Hessen veröffentlichten eine Erklärung, wonach sie das Kabinett Hoffmann nach wie vor als die alleinige rechtmäßige Regierung Bayerns ansehen. Schließlich nahm auch die Reichsregierung Stellung gegen die Räterepublik und anerkannte den weiteren Verbleib des Vertreters des Kabinetts Hoffmann im Staatenausschuß als zu Recht bestehend. Würzburg hatte sich dem Vorgehen Münchens angeschlossen, dort wurde indes von den Regierungstruppen die Residenz gestürmt, der Bahnhof nach Kampf besetzt, die Feste Marienberg kampflos genommen, die Haupträdelsführer der Aufständischen wurden verhaftet. — In Magdeburg bemächtigten sich die Unabhängigen und Spartacisten des dort anwesenden Reichsjustizministers Landsberg sowie des Kommandierenden Generals des 4. Armeekorps v. Kleist, dessen Adjutanten Hauptmanns Freiherrn v. Schüchting und mehrerer anderer Offiziere als Geiseln bis zur Freilassung des Unabhängigenführers Brandes und der beiden Vertreter des Soldatenrates Kegel und Felkel, die alle drei verhaftet worden waren. Der Minister Landsberg sollte mit einem Auto unter Bedeckung mehrerer Aufständischer nach Braunschweig gebracht werden, erlangte aber in Helmstedt seine Freiheit zurück. Die Offiziere gelangten ebenfalls auf freien Fuß. Über Magdeburg wurde der Belagerungszustand verhängt. In einer Massenversammlung auf dem Domplatz wurde am 8. April der Generalstreik verkündet, da die Freilassung von Brandes, Kegel und Felkel noch nicht erfolgt war. Das zur Regierung stehende 26. Infanterieregiment besetzte den Bahnhof, die Hauptpost und die Zentrale für die Elektrizitätsversorgung. In der Nacht zum 8. plünderte ein bewaffneter Haufe die Getreidespeicher im Hafengelände; der Wert der aus dem Speicher des städtischen Lebensmittelamtes geraubten Waren beläuft sich auf weit über 700000 Mark. Am 9. April rückten Regierungstruppen ein, nachdem am vorhergehenden Tage Straßenkämpfe stattgefunden



IV. Pr. (je 500 M.): W. Buhn, Berlin-Friedenau. — IV. Preis: T. Schwab, Berlin-Wilmersdorf. — IV. Preis: Johannes Ehlers, Hamburg. — IV. Preis: Richard Klein, München. — IV. Preis: Arno Drescher, Dresden-Blasewitz. — IV. Preis: Arno Drescher, Dresden-Blasewitz.

IV. Preis: M. Schwarzer, München. — IV. Preis: Martin Lehmann, Berlin-Steglitz. — IV. Preis: Max Eschle, München. — IV. Preis: Max Eschle, München. — IV. Preis: Karl Süßmann, Berlin. — IV. Preis: Joseph Hackenbroich, Düsseldorf-Grafenberg.

IV. Preis: Ernst Böhm, Charlottenburg. — IV. Preis: Wolfgang Müller, Dresden. — IV. Preis: Max Graumüller, Saaleck. — IV. Preis: Oskar Kasper, Berlin. — IV. Preis: Karl Westermair, Burghausen. — IV. Preis: Walter Becker, Ettlingen b. Karlsruhe.

Die Erinnerungsbriefmarken an die Deutsche Nationalversammlung.

Wie in der Gesellschaft die Besuchskarte, die ein Mensch abgibt, ein Gradmesser seines Geschmacks und seines Kulturniveaus ist, so ist im Völkerleben die Briefmarke ein Prüfstein des politischen und kulturellen Empfindens. Eigenartig berührt es, daß dem Deutschen Volk trotz seiner bedeutungsvollen Leistungen auf kulturellem Gebiet bisher eine geschmackvolle Briefmarke versagt blieb. Die gepanzerte Germania, die die deutschen Briefmarken noch heute verunziert, ist der Gipfelpunkt der Geschmacklosigkeit; die Briefmarke weist Deutschland, wenn man seine Leistungsfähigkeit lediglich mit diesem Maßstab messen wollte, einen der letzten Plätze auf diesem Gebiet an. Neben dem Inhalt und der Ausführung ist auch die Farbgebung ebenso unpraktisch wie ausdruckslos. Vorbildlich auf diesem Gebiet was das zusammengebrochene Oesterreich, das seine besten Künstler, darunter auch den Schöpfer des jetzigen Universum-Umschlages Dr. Adolf Junck, für die Schaffung prächtiger, eindrucksvoller und auf einem hohen künstlerischen Niveau stehender Briefmarken gewann. Das neue Deutschland, dessen künstlerischer Geschmack nicht mehr einer Beaufsichtigung von oben untersteht, hat fünf Monate nach der Revolution endlich den Versuch gemacht, auch auf dem Gebiet der Briefmarke seinem neuen Wollen einen künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Es wurde vom Reichspostministerium ein Wettbewerb für eine Erinnerungsmarke an die Nationalversammlung ausgeschrieben; die Ausschreibung führte aber nicht zu der Lösung, die man angesichts unserer künstlerischen Kultur erwarten durfte. 4682 Entwürfe waren der zahlenmäßige Erfolg des Ausschreibens; von diesen wurden die von uns abgebildeten achtundzwanzig mit Preisen ausgezeichnet. Eine vollauf befriedigende Lösung stellt keine dieser Briefmarken dar, und es hat den Anschein, als ob die Erschlaffung und Ermüdung, die weite Kreise des deutschen Volkes ergriffen hat, sich auch der Künstler bemächtigt und deren Phantasie und Schaffenskraft beeinträchtigt hätte. Das Thema, die Ziele des neuen Deutschlands graphisch darzustellen, war, so sollte man meinen, so lockend, daß, gemessen an dem sonstigen Schaffen der deutschen Künstlerschaft, ein besseres Resultat zu erwarten war.

und die regierungstreuen aktiven Unteroffiziere die Zitadelle besetzt hatten. In Braunschweig trat die Arbeiterschaft in den Generalstreik ein. — Bisher liefen aus Hamburg 112 deutsche Schiffe mit 1026000 t zur Lebensmittelversorgung aus.

8. April. Der zweite Kongreß der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands trat im Berliner Herrenhause zusammen. Die Fraktion der sozialdemokratischen Mehrheitspartei im Kongreß zählt 138 Mitglieder, die der Unabhängigen mit Einschluß von 9 Österreichern 64; die Fraktion der Soldatenräte ist 21, die demokratische Fraktion 12 Mann stark. Außerdem gehören dem Kongreß an 3 Vertreter der Bauernräte, 1 Kommunist, 1 Christlichsozialer und 1 Parteiloser. Zum Vorsitzenden wurde der Mehrheitssozialist Hauschild-Kassel, zu dessen Stellvertretern der Unabhängige Richard Müller-Berlin und das Mitglied der Soldatenratfraktion Schröder-München gewählt. — Die Sozialisierungskommission erklärte dem Reichswirtschaftsminister Wissel, daß nach ihrer Überzeugung jede Hoffnung auf ein Zusammenarbeiten mit dem Reichswirtschaftsamt und der Regierung geschwunden ist, und daß sie ihr Amt niederlegt. — Im Untersuchungsausschuß der preußischen Landesversammlung über die Berliner Unruhen teilte Regierungsrat Dr. Doyé mit, daß bei den Januarunruhen 196 Personen und bei den Unruhen im März 1175 Personen getötet worden sind, darunter etwa ein Zehntel Soldaten. — Der Allgemeine Verband der Deutschen Bankbeamten und der Deutsche Bankbeamtenverein beschlossen einmütig den Streik der Beamten bei den Berliner Großbanken, nachdem die Einigungsverhandlungen vor dem Reichsarbeitsamt ergebnislos verlaufen waren. Die versammelten Bankangestellten Groß-Berlins erklärten sich mit der Erklärung des Generalstreiks der Groß-Bankangestellten von ganz Deutschland am 10. April einverstanden. — China verlangt von der Pariser Konferenz die Abschaffung oder Abänderung aller mit Japan 1915 abgeschlossenen Verträge, weil ihr Inhalt unvereinbar sei mit den Grundsätzen, auf denen der Völkerbund sich aufbaue.

9. April. Die Deutsche Nationalversammlung trat in Weimar wieder zusammen, nachdem ihr tags vorher der Gesetzentwurf über die Feststellung des Reichshaushaltplanes für das Rechnungsjahr 1919 zugegangen war. Danach wird der Reichshaushaltplan in Einnahmen und Ausgaben auf 13858495114 Mark festgestellt, und zwar im ordentlichen Haushalt auf 13042151910 Mark an Einnahmen, auf 11263411095 Mark an fortdauernden und auf 1778740815 Mark an einmaligen Ausgaben; im außerordentlichen Haushalt auf 816343204 Mark an Einnahmen und Ausgaben. Aus der ersten Beratung des Etats für 1919 ist hervorzuheben, daß die Summe der Schatzanweisungen, die am 31. Januar 1919 58,3 Milliarden betrug, inzwischen auf 63,7 Milliarden gestiegen ist. 1915 betrug der Fehlbetrag der Reichsfinanzen 220 Millionen, 1916 1,1 Milliarden, 1917 891 Millionen und 1918 wird er voraussichtlich 770 Millionen Mark betragen. Die neuen Steuern sind mit einem Gesamtertrag von 7 Milliarden in den diesjährigen Finanzvoranschlag eingesetzt. — Die Lebensmittelzufuhr nach Deutschland aus dem Ausland ist schwer bedroht. Die ersten Lebensmittelschiffe der Entente mußten mit Ballast wieder ausfahren, weil in Deutschland nicht einmal soviel Waren zur Ausfuhr zusammenzubringen waren, daß die paar Lebensmittelschiffe damit hätten befrachtet werden können; nicht einmal genügend Kohlen zum Wiederauffüllen der Bunker der Entente-Lebensmittelschiffe konnten zur Stelle geschafft werden. — Auf Vorschlag Clemenceaus wurde die Todesstrafe für den Attentäter Cottin von Poincaré in eine zehnjährige Gefängnisstrafe umgewandelt.

10. April. In der Nationalversammlung zu Weimar verbreitete sich der Präsident des Reichsministeriums über die äußere und innere Politik. Wir könnten uns von Rußland nicht die Gestaltung unserer inneren Verhältnisse aufzwingen lassen. Aber wenn es auf die gewaltsame Propaganda des Bolschewismus verzichte, wollen wir gern dem russischen Volke die Bruderhand reichen. Frankreich gegenüber könne es für unseren Willen zur Versöhnlichkeit keine Unklarheit geben. Wenn wir in bezug auf Elsaß-Lothringen auf eine Volksabstimmung drängen, so tun wir das, um für alle Zukunft Revanche-Ideen oder neuen Anschuldigungen wegen Vergewaltigung vorzubeugen. Schließlich wandte sich Scheidemann mit Nachdruck gegen die Bestrebungen zur Errichtung der Räterepublik. Gegen die Stimmen der Unabhängigen nahm die Versammlung einen von den Abgeordneten Gröber, Payer, Graf Posadowsky und Dr. Heinze eingebrachten Antrag an, der den Willen des ganzen deutschen Volkes ausspricht, einen Gewaltfrieden abzulehnen. Auch die preußische Landesversammlung sprach sich gegen einen Gewaltfrieden aus. — In Danzig legten die Arbeiter der Reichswerft, der Schichauwerft, der Artilleriewerkstätte und der Gewehrfabrik die Arbeit nieder, um gegen den von den Unabhängigen beschlossenen Streik zu protestieren. Die Unabhängigen erstreben die Errichtung der Räterepublik und die Anknüpfung von Beziehungen zu den Sowjetregierungen in Rußland und Ungarn. Auf dem Vorplatz des Hauptbahnhofs kam es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen den Truppen, die diesen Platz absperrten, und der ihn umlagernden Menge. — Auch im sächsischen Kohlenrevier sind die Kommunisten bestrebt, die Bergleute nicht nur zum Streik aufzufordern, sondern auch unter Androhung von Gewalt die Werke stillzulegen. Die sächsische Regierung entsandte zum Schutze der Schächte und der Arbeiter Truppen in das Kohlengebiet, um der beabsichtigten Zerstörung der Gruben rechtzeitig vorzubeugen.

11./12. April. Der Reichsfinanzminister Schiffer reichte sein Entlassungsgesuch ein. — Die Deutsche Nationalversammlung erklärte sich gegen die Einführung der Sommerzeit in diesem Jahre. — In der sächsischen Volkskammer wandte sich deren Präsident Fräßdorf gegen jede Art von Streiks, die jetzt durchaus verbrecherisch seien und sich nicht gegen den Kapitalismus, sondern gegen das Volk und sein Wirtschaftsleben richteten. Nun komme der Regierung nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zu, das Volk vor dem Terror einer Minderheit zu schützen. Versuche die Minderheit trotzdem, das Volk zu vergewaltigen, so werde er, der Präsident, Arbeiter, Bürger und Bauern zum Kampfe aufrufen, und er sei überzeugt, daß das Volk dem Rufe wie ein Mann folgen werde. Einen Tag nach dieser energischen Kampfansage der sächsischen Regierung drangen Dresdener Lazarettinsassen während einer Kundgebung gegen die Verfügung des Kriegsministers Neuring, daß in Zukunft nur noch Friedenslöhnung an die Verwundeten ausgezahlt werden sollte, in das Kriegsministerium, schleppten Neuring, der sich bereit erklärt hatte, eine Abordnung der Demonstranten zu empfangen, auf die Straße, mißhandelten ihn schwer und warfen ihn schließlich von der Brücke in die Elbe hinab. Als er das Ufer schwimmend zu erreichen suchte, schossen die Demonstranten auf ihn, so daß er nach kurzer Zeit in den Fluten verschwand. Neuring war bei den Radikalen der meistgehaßte Mann der sächsischen Regierung. — Die Leipziger Studentenschaft beschloß, das Zwischensemester am 12. April zu schließen und die gesamte Studentenschaft aufzufordern, sich den bestehenden Reichswehrformationen zur Verfügung zu stellen, sobald die Reichsregierung einen entsprechenden Aufruf erläßt. — Das Kommando des 3. bayrischen Armeekorps in Nürnberg teilte über die Lage in München folgendes mit: In München haben die Kommunisten die Unabhängigen Volksbeauftragten zu stürzen versucht. Gegenwärtig herrschen dort zwei Zentralräte, die sich gegenseitig bekämpfen. Der eine von ihnen, mit Dr. Lewin an der Spitze, befindet sich im Kindlkeller, der andere im Wittelsbacher Palais. Die Gewalt der Räte steht vor dem Zusammenbruch. Das Militär steht auf seit n der Regierung Hoffmann. In der Stadt gibt es keinen Tropfen Milch und kein Stück Vieh mehr. Auch die Kohlenvorräte gehen zu Ende. ⊘

erhaltungstrieb seiner gesunden Natur schrie ihm zu: „Denk an Ede! Willst du den Weg gehn, den er gegangen ist?! Wenn du jetzt erliegst, so hast du verspielt!“ Da raffte er sich zusammen.

„— Es kann nicht sein. Wir müssen uns trennen. Gestern — das war das letzte.“

Sie sprang jäh auf ihre Füße. „Oh, du hochmütiger, hartherziger Narr! So versuch's doch, dich von mir loszureißen! Verschmachten wirst du bei der hochmütigen Tugendprotzin nach einem Funken von der Liebe, die du verachtet hast! Du kommst mir zurück. Du mußt mir zurückkommen! Aber — laß mich nicht zu lang warten. Ich bin gut gewesen dir zulieb. Ich wollte gut werden. Mach mich nicht schlecht, Paul! Kämst du nicht zurück, brächtest du es wirklich übers Herz, mich zu verstoßen für — die andere — Hütet euch! Du und sie — hütet euch!“

Ihre Augen leuchteten wie zwei Flammen durch die versiegenden Tränen. Aus Haltung, Blick und Miene brach eine Leidenschaft, vor der ihm graute.

„Es ist aus,“ rief er. „Für immer aus. Laß mich!“

Und an ihren nach ihm haschenden Händen vorüber rannte er aus der Tür.

Noch an diesem Tag kündigte er seine Wohnung bei Potthoff. Und am selben Abend zog er aus, gleichgültig dafür, daß er doppelt Miete zahlen mußte, wenn er nur dem Wohnen auf demselben Flur mit Jule entging. Aber auf dem Rosenhof blieb er. Der war seine Heimat, und Zimmer standen in seinen kleinen Häusern allzeit frei, in denen ein anspruchsloser Mensch hausen konnte. In seiner neuen Wohnung hatte er den Vorteil, daß er der Klimmetschen Familie gerade in die Fenster sah.

Am nächsten Sonntag forderte er Lisa in aller Form zu einem größeren Ausflug auf.

Sie sah ihm freimütig in die Augen. „Ich weiß nicht, ob ich darf, Herr Wieprandt. Es heißt in den zehn Geboten: Du sollst nicht stehlen. Ich hab' das allzeit nicht nur auf Geld und Geldeswert bezogen. Ich möchte nicht nehmen, was einer anderen gehört.“

„Sie nehmen niemand etwas,“ antwortete er ernst. „Zwischen mir und der Jule ist's für immer aus.“

Da leuchteten ihre hellen Augen auf. „Das freut mich, Paul. Für Sie freut mich das.“

„Ja,“ sagte er, „es war nicht leicht. Nun helfen Sie mir drüber.“

Sie streckte ihm die Hand hin. „Einer dem anderen, Paul, als gute Kameraden.“ —

Im Rosenhof bekam Paul jetzt viel Lob zu hören. Drei Wagen liefen mit „seinen“ Türen.

„Es is 'ne Ehrung für den ganzen Hof,“ versicherte Mutter Klimmet.

Auch der Baron sprach Paul seinen Glückwunsch aus. Der Löwenmaultrieb, den seine spielende Phantasie mit dem Schicksal des jungen Mannes verknüpfte, stand hochaufgeschossen voll aufbrechender Knospen.

„Ich freue mich Ihres Erfolges, Herr Wieprandt. Von Herzen freue ich mich. Sie sind auf dem rechten Weg — in jeder Beziehung. Nur so weiter! Immer aufwärts.“ Sein Blick folgte bedeutungsvoll Lisa Klimmet nach, die sich eben von Paul verabschiedet hatte und in die Haustür getreten war. „Das ist auch eine, die aufwärts geht.“

Mit seinem alten Freund Deideles hatte der Baron sich schon früher über Pauls Erfindung ausgesprochen.

„Der wird, Deideles. Geben Sie acht, der junge Mann macht seinen Weg — zwischen Steinen und Hindernissen und Anfechtungen und Versuchungen durch. Aber er macht ihn. Es ist das schönste Schauspiel, junge Kraft ihren Weg brechen zu sehen, den Weg aufwärts.“

Deideles zuckte bedächtig die Achseln. „Wie heißt aufwärts? Ein kluger Kopf, der Paul Wieprandt, ja, aber kein klarer. Ein Erfinder! Haben Sie je erlebt, Herr Baron, daß ein Erfinder es gebracht hätte zu etwas Gescheitem in der Welt? Ich frage: is das ein Geschäft, zu verkaufen seinen Einfall um ein Gericht Linsen an seinen Direktor? Hätt' er nich müssen ziehen Gewinn für sich selbst daraus?“

„Vielleicht war er nicht reich genug, um seine Erfindung selbst auszunutzen.“

„Mein Moritz hätt' sie ausgenutzt, Herr Baron — un wenn er hätt' hungern müssen dafür sieben Jahr!“

„Die Gaben sind ungleich verteilt, Deideles.“

„Ich beklag' mich nich über mein Teil, Herr Baron. Ich beklag' mich nich. Fauler Zauber, die Erfindungen!“

Mit müden Schritten schlich Erna Abeking jetzt täglich an ihrem alten Freund vorüber in ihr Heim. Ihre Augen schauten wie erloschen aus dunklen Rändern. Umsonst redete der Baron ihr zu, einen Arzt zu Rat zu ziehen. Sie wehrte in scheuer Angst. Sie sei gesund, ganz gesund! Aber sie kam nicht mehr, um sich Bücher zu borgen aus des Barons Bücherschrank. Sie saß auch nicht mehr bei ihm auf dem Bänkchen zwischen seinen Blumen. Nachts hörte er ihr unterdrücktes Schluchzen. Und vor einigen Abenden hatte er sie in dem öden Durchgang hinter ihrem Küchenfenster lange und eingehend mit der Schrabbiner-Lotte verhandeln sehen. Die war bekannt dafür, daß sie sich auf allerlei lichtscheue Künste und geheimnisvolle Kuren verstand. Dem Baron tat das Herz weh um seinen Liebling. Aber Schicksale müssen sich vollenden. Er griff in kein Menschenschicksal mehr.

Das Rosenknöspchen seines Gartens war jetzt völlig verdorrt. Die drosselnden Windenranken bedeckten, über die kleine Leiche hinwegwuchernd, schon lebenshungrig den Fensterladen, mit frechen Blütenaugen der Sonne ins Gesicht starrend. Und an einer schwarzen Marmortafel eines Bankhauses im Geschäftsviertel prangte in Goldlettern die Inschrift: „Karl Seefeld & Moritz Deideles, Bankgeschäft.“

Schicksale müssen sich vollenden. —

Wenn Lisa jetzt neben Paul unter dem schweren Laubdach der spätsommerlichen Wälder oder durch die Felder mit ihren Kornstiegen und schwankenden Erntewagen hinschritt, plauderte sie ihm viel vor von seinem Vater, wie der sich einsam fühle an der Seite der unfreundlichen zweiten Frau, und wie durch scheinbare Kälte und zur Schau getragenen Zorn doch immer wieder die Liebe zu seinem Ältesten, der Stolz auf seinen gescheiten Sohn, durchbreche.

Zuerst hatte Paul das Gespräch abzulenken gesucht. Als sie immer wieder darauf zurückkam, ließ er seiner Erbitterung die Zügel schießen, zählte alle Kränkungen auf, die sein Vater ihm angetan hatte, ein langes Register. Er hatte sich's oft vorgesagt.

„Ach,“ antwortete sie einfach, „ich würde Gott ja auf den Knien danken, wenn mein Vater wär' wie Ihrer.“

„Das kommt ja beinah so heraus, als hätten Sie sich in den Kopf gesetzt, mich mit meinem Vater auszusöhnen?“

Lisa sah ihm ehrlich in die Augen. „Ich finde es sehr traurig, wenn Eltern und Kinder uneins sind. Und wenn ich Sie beide versöhnen könnte, ja, ich würde stolz darauf sein.“

Darauf schwieg er. Aber wider Willen mußte er nachdenken über ihre Worte. Es mochte wohl das Schlimmste sein, sich seines Vaters schämen zu müssen. Er fand plötzlich in seinem Herzen den kräftigen Zorn nicht mehr, der es im Frühjahr erfüllt hatte. Aber Brücken sind leichter abgebrochen als aufgebaut.

Da sah er an einem Mittag, als er von der Arbeit heimkam, einen Wagen mit Eisenstangen vor der Schlosserei halten und Vater Wieprandt ohne Hilfe sich abquälen, die schweren Bündel in die Werkstatt zu schleppen. Ohne

ein Wort zu sprechen, ergriff Paul das andere Ende des Bündels der Stangen, und weil Wieprandt ihm nicht wehrte, packte er auch das nächste Bündel mit an. So trugen sie die ganze Ladung gemeinsam in die Werkstatt und keiner sprach ein Wort.

Als sie fertig waren, sagte der alte Wieprandt stockend: „Ich freu' mich, Paul, daß dir das mit den Wagentüren gelungen ist, und daß du auch sonst gut tust in der Fabrik. Das wollte ich dir schon lange sagen."

„Danke, Vater."

Paul zögerte noch. Er sah sich um in dem altbekannten Raum, noch verödeter als vordem erschien er ihm.

Da sprach der Alte weiter: „Ich konnte dir damals nicht helfen, Paul."

„Es scheint so."

„Ich wollte es dir an dem Abend schon sagen." Der alte Wieprandt sah sich scheu um und sprach leise. „Sie, deine Stiefmutter, kam dazwischen. Ich wollte dir sagen: Ich kann dir das Erbe deiner Mutter jetzt nicht geben. Es steckt im Betrieb, im Material und im Lager. Solange ich lebe, kann ich dir's nicht geben, Paul. Aber ich hab's fertiggemacht beim Notar, sobald ich sterbe, bekommst du dein Teil vorab. Du mußt nicht von mir denken, daß ich dich um das Deinige betrügen will."

„Ich danke dir, Vater. Ich hab' dich immer für einen ehrlichen Mann gehalten. Aber es ist mir lieb, daß du mir das sagst. Und — wenn ich ungebührliche Worte geredet hab' in meinem Zorn, so trag' sie mir nicht nach. Sie kamen nicht von Herzen."

„Ist recht. — Kommst du mit hinauf?"

„Das würde deine Frau wohl nicht gern sehen."

„Oho! Mein Haus ist mein Haus. Und mein Sohn gehört da hinein."

„Wenn's so ist, Vater, dann besuch' ich dich bald."

Sie schüttelten einander die Hände und sahen sich in die Augen. Einfach wie fast alle großen Dinge geschehen, war die Versöhnung geschlossen, und beide fühlten sich im Herzen leicht und froh darüber, und Paul bewahrte noch ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Lisa ob ihrer Mahnung.

Es war überhaupt eine gute Zeit für Paul jetzt, vielleicht die lichteste, hoffnungsfroheste seines ganzen Lebens. Die Torheiten und Irrtümer unbesonnener Jugend waren abgetan, gesühnt vor seinem Gewissen der Fehltritt einer bösen Stunde. Seine Arbeit brachte ihm Geld und Ehre, und köstlich waren die Feierstunden mit Lisa. Sein Herz und seine Sinne, die noch warm waren von der erloschenen Leidenschaft für Jule, nahmen willig das neue Gefühl auf, erwärmten Kaminen gleich, in denen ja auch am leichtesten neues Feuer sich entzündet. Wie mit Ede, dem schmerzlich vermißten Kameraden, konnte er mit Lisa plaudern, fast noch besser, denn noch ehrgeiziger und regsamer war ihr Sinn, dem seinen noch verwandter als der des gelasseneren Ede. Sein Herz schlug rascher in Freude, so oft die schlanke, gerade Gestalt durch das klare Spätsommerlicht auf ihn zukam, überflimmert vom Lichtglanz ihres sorgfältig aufgesteckten Goldhaares, wie eine Kerze von ihrer Flamme. Gleichwohl sprachen sie nie von Liebe. Solch ein beseligendes Ausruhen war über ihn gekommen nach der monatelangen, peinvollen Anspannung seiner Nerven, daß er sich scheute, das Wort zu sprechen, das vielleicht den holden Zauber zerrinnen machte. Auf ihren Ausflügen sprachen sie von ihrer Zukunft und bauten Luftschlösser.

Einmal in dieser Zeit, ein einziges Mal, kreuzte Jule Pauls Weg. In der Dämmerung war's.

„Ich warte," sagte sie leise. Ihre Augen flammten ihn an im Schein der eben entzündeten Laterne. Leidenschaftliches Flehen stand darin und finstere Drohung.

Er machte nur eine abwehrende Bewegung und ging vorüber.

In dieser Zeit bekam Vater Klimmet einen schlimmen Anfall von Bluthusten. Die alten Weiber auf dem Rosenhof hörten schon allnächtlich den Totenwurm pochen, und Schrabbiner-Lotte, die „spökeliekerisch" veranlagt war, sah sogar den Totenwagen pechkohlrabenschwarz vor dem Klimmetschen Haus warten. Das Gerede schreckte Paul aus seiner Sicherheit. Zwar um den alten Landstreicher sorgte er sich wenig, aber wenn er starb, was hielt dann Lisa noch in ihrer Familie, in ihrer Vaterstadt? Oft hatte sie ihm von den besseren Erwerbsmöglichkeiten in Berlin gesprochen. Er aber konnte den Gedanken nicht mehr ertragen, sie aus seinem Leben zu verlieren. Da löste die Furcht ihm die Zunge.

In einem dörflichen Wirtshaus am Fluß war's. Vom Wasser über die Mühlen her strich ein herbstlicher Wind. Nur wenige Menschen saßen an den Tischen, die ersten gelben Blätter fielen, und die Sonne schien mit hartem Glanz. Da begann er zu reden, stockend, zaghaft, denn er wußte, er warf die Würfel jetzt um seines Lebens Inhalt und Glück. Von ihrer Kinderfreundschaft sprach er, der Gleichheit ihrer Anschauungen, daß eins das andere kenne bis auf den Grund der Seele und daß er sich deshalb als Kameradin für das Leben keine andere zu denken vermöge als Lisa. Er könne ihr schon jetzt ein sicheres Auskommen bieten, er werde auch noch steigen. Das Wichtigste aber scheine ihm, daß man in Freud und Leid sich ein Heim wisse im Herzen eines lieben Menschen, in dem man ausruhen könne in unbedingtem Vertrauen. Die Lisa habe er seit seiner Kinderzeit liebgehabt, ja, im Grund habe er gar nie aufgehört, sie liebzuhaben, nicht einmal während seines Verhältnisses zur Jule. Er habe es bloß selbst nicht gewußt, wie fest sein Herz an ihr hinge.

Lisa saß ohne sich zu regen und sah nieder auf das bunte Tischtuch, während ihr blasses Gesicht sich langsam rötete.

Als Paul flehte: „Nun sag mir, was deine Gedanken sind, Lisa," schob sie ihm langsam ihre Hand hin.

„Du bist der einzige Mensch auf der Welt, der mir beigestanden hat in meiner Not immer und allzeit, so oft ich sein bedurfte."

„— Hast du mich denn ein wenig lieb?"

„Ich weiß es nicht."

„Du weißt es nicht?!"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hab' über die Liebe wenig nachgedacht, Paul. Ich hatte nie Zeit dazu. Von Kind auf hab' ich geschafft den langen Tag und hatte den Kopf voll Sorgen. Aber allzeit hat mir Verläßlichkeit am höchsten gegolten, von allem Guten, was in einem Menschen sein kann. Und — verläßlich hab' ich dich gefunden wie keinen sonst. Ich acht' auch keinen so hoch wie dich. Mit keinem bin ich so gern zusammen. Und auch das sollst du wissen: es hat mir sehr, sehr weh getan, als du mit der Jule gingst. — Ich weiß nicht, ob das Liebe ist."

„Ist's noch keine, so mag es Liebe werden. Ich lehr' sie dich, Lisa. Sag, daß du meine Frau werden willst."

„— Wenn du es daraufhin mit mir wagen willst, Paul."

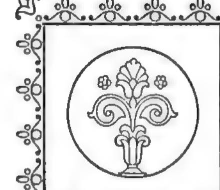
Er zog sie in seine Arme und küßte sie. Leise, mit scheuen Worten versuchte er ihr zu sagen, was sie ihm sei. Aber bald brach er ab, sprach von ihrer Zukunft, aufgeregt, mit leuchtenden Augen. Von ihren Empfindungen zu sprechen, scheuten sich beide, gleichsam als fürchteten sie, daß ihr Glück wie ein Wildvogel wegflattern könnte, wenn sie es beim Namen riefen. Aber selig fühlte jedes sich geborgen in dem Herzen des anderen.

(Fortsetzung folgt.)



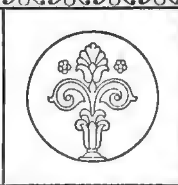
Osterfreude.

Nach einer Zeichnung von Professor Franz Kienmayer.



Im Vogelnest.

Ein Bild aus unserer Gegenwart. Von Karl Hesselbacher.



Das Vogelnest — nannten die Freunde das zierliche Haus, in dem der Pianist Rudolf Vogel mit seiner jungen Frau, der Konzertsängerin Hildegard Vogel-Dillenius, hauste. Draußen lag es am Südrande der Stadt, wo die kleinen Gärten noch nicht aus ihrem Schattentraum von der Großväterzeit erwacht sind. Der Morgenwind fährt dort noch durch die Zweige uralter knorriger Bäume, deren Äste an die glänzenden Scheiben der Häuser pochen.

Kein Wunder, daß im „Vogelnest" die Freude daheim war. Sie lachte aus hellen Augen und sang in silbernen Tönen. Sie strich wie zarte Mutterfinger über die Blondköpfe der drei „Nestvögel", die mit rotgeschlafenen Backen aus ihren Gitterbetten guckten. Sie leuchtete aus den Augen des „Vogelpaares", das seinen Morgengang durch die Beete ihres Gartens machte, aus denen die Schneeglöckchen und die Leberblümchen und die ersten gelben und blauen Krokus ihre lieben Gesichter hoben.

Und dann das „Morgengezwitscher"! Die herrliche Sopranstimme der Frau Hildegard und der klingende Tenor des Herrn Rudolf — und darum wob sich wie die sprühenden Tropfen des Wasserfallschleiers das silberne Zirpen der drei Kinderstimmen! Kein Wunder, daß sogar die Sonne zum Hüpfen kam vor lauter Freude!

„Ihr braucht nicht mehr in den Himmel zu kommen," meinte die etwas überschwengliche Mutter, die Frau Rätin Dillenius, „ihr seid schon im Himmel!"

Da erhob sich das „Vogelgezwitscher" zum Jubelchor der seligen Scharen!

Ja, so war's einmal.

Dann aber kam der Donner der Weltsymphonie, in dessen Riesenakkorden auch das helle Vogelgezwitscher unterging. Der Flügel, an dem der Pianist Vogel sein Abschiedslied gesungen hatte, wurde zugeklappt für lange, schwere Zeit. Es war eine eigene Komposition gewesen. Einfache Verse, die seine Mutter mit blasser Schrift auf das erste Blatt ihres Gesangbuchs geschrieben hatte:

Was deine Hand mir gibt,
Was sie mir nimmt —
Mit Schweigen nehm' ich hin,
Was mir bestimmt.

Als das Lied verklungen war, küßte Herr Rudolf Vogel noch einmal seine Kinder. Dann verschwand er mit den vielen Hunderttausenden in dem großen Wirbel, der so viel Menschenglück auf immer begrub.

Daheim war eine lange Stille. Die Sorge löschte Sang und Licht aus für viele, viele Tage. Bis einmal die böse Botschaft kam: „Leutnant Vogel vermißt", und jene dunkle Trauer anhob, in die kein Menschentrost lindernd hineinreicht. Erst als eine kurze Karte kam mit dem Vordruck in lateinischen Buchstaben: „Bin in englischer Gefangenschaft. Ich befinde mich wohl —" begann schüchtern ein erstes Leuchten sich über die nächtliche Not zu breiten...

„Als Austauschgefangener in Holland" meldete ein kurzer Brief. Und bald darauf ein Telegramm: „Hoffe, morgen bei euch zu sein!"

Der Krieg war zu Ende, und über das deutsche Volk legte sich langsam das schwere Gewebe des Leides, das alle Freude verhüllte wie in Totenlinnen. Aber im „Vogelnest" sah man nicht die tief hereinbrechende Abenddämmerung nach dem lichten Tag deutscher Größe. Da sah man nur die goldene Stunde, in der der Vater die Klinke der Tür heben werde, um Weib und Kind an sein Herz zu ziehen.

Als er kam, war finstere Nacht. Er ging leise den schmalen Weg durch die Gartentür herein, und der Druck an der Klingel war kurz. Wie das scheue Anpochen eines Zögernden, der lang in der Irre gegangen ist. Aber dann scholl ein Schrei: „Rudolf!" Und noch einer: „Kinder, der Vater!" Und dann offenbarte sich das Wunder einer Liebe, die im Druck zweier umschlingender Arme liegt und alles Vergangene auslöscht.

Aber der Mann war still und ward immer stiller, je höher die sonnendurchspielten Wasser der Liebe an ihm hinaufschlugen. Er trug geheime Not. Er wies auf seinen fadenscheinigen grauen Rock: „Das ist alles, was sie mir gelassen haben. Sie stießen mich hinaus wie einen Bettler. Und als ich die Heimat betrat, kamen böse Hände, die mir die Achselstücke wegrissen. Und ich konnte mich nicht wehren!" Und dann ein Seufzer: „O Deutschland!" Mit seiner Linken fuhr er über sein Gesicht, als wolle er einen Schmutzstreifen wegwischen, der darauf gekommen war. An der Linken fehlten ihm zwei Finger...

Die Frau Hildegard nahm die verstümmelte Hand in ihre beiden Hände und küßte sie: „Du liebe Hand, hast für uns gefochten und für uns gelitten. Du sollst von uns gepflegt werden, daß alles Leid vergessen wird..."

Aber er schaute der Sprecherin in die Augen mit einem Blick, der war wirr wie der Blick eines, der sich nimmer auskennt. „Meine Hand, die für euch sich regen soll in der harten Notzeit, die unser wartet?"

Er blickte nach dem Flügel, der aufgeschlagen war, wie in den Tagen des Frühlings und dann noch einmal nach seiner Hand:

„Ein Krüppel — anderen zur Last, niemand zur Freude! Das ist alles, was ich euch bringe!"

Aber wieder schlangen zwei Arme sich um ihn, und aller Gram mußte versinken: „Wer fragt nach einer halben Hand, solange ein ganzes Herz schlägt? Und das schlägt noch!" Der Kopf von Frau Hildegard barg sich an der Brust des Mannes.

Dann erlosch der Lampe freundliches Licht, und die Nacht sang ein süßes Lied, in dem aller Jammer der Zeit unterging.

Am Morgen, als Rudolf Vogel in das sonnige Stübchen trat, in dem Weib und Kinder seiner warteten, lachten Blüten von allen Wänden, und Sträuße aus dem bunten Laub des Herbstwaldes schmückten den Tisch. Er hatte das letzte Lied vom Leben, das der Herbst singt, allezeit geliebt. Jetzt glitt ein Schatten über sein Gesicht:

„Herbstlaub! Das letzte Lachen der müden Welt, ehe sie sich zum Schlaf legt!"

Die Kinder sprangen herbei, sie trugen Kränze aus Herbstastern im Haar. Die dunkelblauen Sterne schimmerten auf den Blondhaaren wie Saphir. Auf die Kindergesichter deutete Frau Hildegard: „Vater, sieh doch, das Leben grüßt dich. Das Leben des jungen Volkes. Geh mit ihm ans neue Werk!"



Frühling. Nach einem Scherenschnitt von Otto Kubel.

Aber sein Gesicht ward düster: „Kinder der Not! Ihr geht unter dem Kreuz, solange ihr lebt. Und niemand ist, der es euch von den Schultern nehmen wird!"

So blieb es den langen, finsteren Winter hindurch. Kein Lied kam aus seiner Kehle. Keine Taste des Flügels rührte er an. Die Notenblätter, die ihm sein Weib auf den Schreibtisch gelegt hatte, ließ er ohne Schrift. Und doch hatte in früheren Tagen all sein Leid im Fluß der Töne seine Lösung gefunden.

Er war ein Schweigsamer. Selten erzählte er vom Gefangenenlager. Wie die Kameraden, die von der Hochschule weg ins Feld gerufen worden waren, ein mühseliges Studium begonnen hatten. Wie ein paar Fröhliche ein Spiel aus der heimischen Dichtung aufführen wollten. Aber mitten im Spiel war das Leid aus seiner dunklen Höhle aufgestanden und hatte sich wie ein Riese aufgereckt, daß das Lachen verstummte. Wie man schließlich zu den Karten gegriffen hatte! Und dann floß die Zeit träge dahin, versandend, stumm geworden.

Kaum hatte er ein wenig den Spalt geöffnet, ließ er wieder den Vorhang über die Welt der Qual fallen und schritt hinaus in die Felder, die unter dem rieselnden Regen lagen. Niemand wußte, wohin er ging. Und durch die Einsamkeit, in die er versank, scholl nur der Seufzer, den er am ersten Abend hatte hören lassen: „Mein Deutschland!"

Die bekümmerte Liebe aber folgte ihm mit den suchenden Augen und dem mutigen Glauben, der nimmer bricht!

Ein heller Vorfrühlingstag. Der Frost war gebrochen. Aus dem Boden quoll der Duft der Erde, die sich nach dem Samen sehnt, um neues Leben zu gebären. Über die Wiesen ging ein lauer Wind, durch die weite Ebene ein Hauch von seligem Hoffen.

Herr Rudolf Vogel schritt auf dem Steig, der zu den Gärten der kleinen Leute hinausführt. Rasche Schritte überholten ihn. Ein Mann ging neben ihm, der zwei junge Bäume und einen Spaten auf der Schulter trug.

Ein stockendes Gespräch spann sich an. Die Antworten des Sängers auf das offenherzige Geplauder des Mannes aus dem Volk waren einsilbig. „Glaub's wohl, daß es nicht jedermann ums Reden ist. Wer Schweres erlebt hat, schweigt am liebsten," sagte der Spatenträger.

Da horchte der Pianist auf. Wo ein Wort vom Leid gesprochen ward, tat sein Herz allemal einen raschen Schlag.

„Auch bei Ihnen hat's Wunden gegeben?" fragte er.

„Drei sind hinausgegangen, und zwei sind nicht wiedergekommen. Einer war Baupraktikant, der andere Zahntechniker. Und der heimgekommen ist, hustet. Es ist ein böser Husten. Ich habe gemeint, es dürfe nicht sein. Wir sind arme Leute. Winters wie Sommers sind wir um halb fünf aufgestanden. Meine Frau und die Buben haben das Frühstücksbrot getragen. Ich habe Uhren repariert, ehe ich zu meiner Drehbank gegangen bin. Damit haben wir ein schön Stück Geld verdient, und die Buben sind auf bessere Schulen gegangen. Wie oft hat der Älteste gesagt: ‚Wenn ich einmal im Sattel sitze, sollt ihr ausschlafen. Dafür sorge ich!' Er hätte sein Wort gehalten. Er ist ein ganzer Kerl geworden. Und jetzt?" Er brach mitten in seiner Rede ab.

Da deutete Herr Rudolf Vogel auf die Bäume, die auf der Schulter des Mannes lagen.

„Und jetzt können Sie noch Bäume pflanzen?"

Der Mann blieb stehen. Er schien die Frage erst nach und nach zu verstehen. Dann lächelte er.

„Sehen Sie, mein Herr, das hat seinen Sinn. Wo meine beiden Jungen liegen, weiß ich nicht. Der eine

ist in Rußland gefallen, der andere im Lazarett in Belgrad gestorben. Ich kann sie nicht holen und daheim begraben. Und ich hätt' doch so gern einen Platz, an den ich meine Frau am Sonntag führen könnte, daß wir unserer beiden lieben Buben gedenken. Drum will ich die zwei Bäume in unseren Garten pflanzen. Wo sie stehen, soll's uns sein, als lägen die zwei Buben. Und wenn sie im Frühling blühen, und wenn sie später einmal ihre Äpfel tragen, dann kommen die Kinder von den Nachbargärten und lesen die Rotbäcklein auf. Und ich sage dann zu den Kleinen: ‚Die schenkt euch der Alfred und der Heinz', Und dann ist's mir, als hätte ich die zwei wieder!"

Er rückte an seinem Hut und schritt mit weitausholendem Gang den Pfad hinab zu den Gärten ...

Herr Rudolf Vogel sah ihm nach. Lange, lange. Dann hob er unwillkürlich seine linke Hand, an der die beiden Finger fehlten.

Wie klein ward sein Jammer vor diesem Mann, der die Not trug auf breiten Schultern. Es war ihm, als hörte er aus dem „Faust" das tapfere Wort: „Vor mir der Tag, hinter mir die Nacht!"

Und im Dunst des sonnenflimmernden Tages wuchs der schreitende Mann, auf dessen Schulter neben den Kronen der Bäumchen das Eisen des Spatens blitzte, wie ein Riese, der die Welt vor sein Werk fordert.

Das war deutsch.

Ein Ruck — und Herr Rudolf Vogel kehrte heim.

Leise, tastende Töne kamen vom Flügel. Sie wurden lauter und voller. Schließlich bildeten sich aus den Tönen Akkorde, die quollen wie ein Jauchzen durch das geöffnete Fenster, in das die lichte Sonne in vollem Strom hereinflutete.

„Kinder, kommt! Der Vater spielt!" rief Frau Hildegard.

Sie kamen herein. Es war, als wenn ein Wunder geschehen wäre.

„Ich kann wieder spielen. Wirklich, ich kann!" Das war die Stimme eines Glücklichen. Er wies der Frau, wie er die Akkorde mit der Rechten und den drei gebliebenen Fingern der Linken teilte. Die Töne kamen mit der alten Kraft, die der Künstler früher sein eigen genannt hatte. Herrlich schwoll die Flut der Töne, bis das Lied vom Scheidetag wieder kam:

„Was deine Hand mir gibt,
Was sie mir nimmt —
Mit Schweigen nehm' ich hin,
Was mir bestimmt!"

„Nein, nicht mit Schweigen! Mit der Tat!" Er sprang auf und zog sein Weib in die Arme.

Da kam das Lied der ersten Amsel aus dem Garten. Ein Locken und Werben, ein Schmeicheln und Schluchzen, als ob der kommende Frühling seinen lichtesten Boten gesandt hätte. Von den blauen Bergen her kam der fächelnde Wind, und es war, als höbe sich die Brust der Erde in sehnender Freude.

Herr Rudolf Vogel trat ans offene Fenster und hob die beiden Arme. Weit hinaus, als winke er einem lieben Gast, der auf dem Wege war. „Willkommen!" rief er. „Willkommen!"

Und dann hob das Klingen wieder an, das in früheren Jahren durch das Haus gegangen war, das lachende Vogelgezwitscher im Vogelnest! ...

Ostergeläut.

Wenn deine Glocken gehn
In Ostertagen,
Wirst du, mein Volk, verstehn,
Was sie dir sagen?

Nimmer ihr Vollgeläut
Grüßt dich, wie weiland ...
Anderer Glaube heut
Sucht andern Heiland!

Längst ward dein Glockenerz
Draußen zerschossen ...
Hat sich dein tiefstes Herz
Todwund verschlossen?

Lasse den milden Klang
Heilig dich mahnen:
Anders geht Gottes Gang,
Als menschlich Ahnen.

Liegt auch das Dunkel schwer
Auf deinen Weiten,
Winken doch ferne her
Lichtere Zeiten.

Hoffe und glaube fest!
Wer darf dich knechten?
Einzig der Feige läßt
Von heil'gen Rechten.

Du aber straffe stark
Die schlaffen Glieder:
Bis in dein tiefstes Mark
Gesunde wieder!

Ringe mit Todesmut,
Rette und wehre:
Arbeit schafft reines Blut,
Arbeit schafft Ehre!

Reiche die Bruderhand
Einer dem andern:
Mannhaft, zum Licht gewandt
Sei unser Wandern.

Hörst du die Glocken gehn?
Laß dich erheben:
Deutschland muß auferstehn,
Deutschland wird leben!

Alice Freiin v. Gaudy.



Tulpenfracht. Nach einem Gemälde von August Lüdecke.

Holland das Land der Blumen.

Von J. Trennfeld.

Holland, worunter die nordwestlichen Provinzen der Niederlande, Süd- und Nordholland, verstanden werden, ist seit Mitte des 16. Jahrhunderts das Anbaugebiet für die weltbekannten holländischen Blumenzwiebeln, die in allen Teilen der Erde, wo blumenliebende Menschen wohnen, Verbreitung finden. Neben den farbenprächtigen, süßduftenden Hyazinthen, Tulpen, Narzissen und Krokus, die wir als die ersten Frühjahrsblüher und leuchtende Zierde des Gartens schätzen, werden noch zahlreiche Lilien-, Iris- und Amaryllisarten in großen Mengen gezogen, die einen Haupthandelsartikel Hollands bilden.

Ursprünglich werden die holländischen Kaufleute die Blumenzwiebeln aus fremden Ländern mitgebracht haben, auch die Gesandten an den fürstlichen Höfen. Nicht selten werden die blühenden Gewächse auch Geschenke der Fürsten gewesen sein. Busbeck, der Gesandte des Kaisers Ferdinand I., sah 1554 in den Gärten des Sultans in Konstantinopel schon zahlreiche Abarten der Tulpe. Der niederländische Botaniker Charles de l'Ecluse, Clusius genannt, der 1526 in Arras geboren, später in Wien, Frankfurt und Leiden Professor war, hat stark zu der Verbreitung der Tulpen und Hyazinthen sowie anderer Zwiebelgewächse beigetragen, denn er betrieb einen richtigen Handel damit und ließ sich alle Zwiebeln sehr gut bezahlen. Wassener berichtet in seinem „Historisch Verhael aller Geschiedenissen," Deel IX, Amsterdam April 1625, daß man Clusius die meisten und schönsten Zwiebelgewächse bei Nacht stahl, weil er so teuer war. Der Blumenzwiebelhandel war damals schon bedeutend, denn wegen des geringen Angebots waren die Preise ungeheuer hoch, so daß in einer einzigen Stadt Hollands in einem Jahre für 10 Millionen Gulden umgesetzt wurden. Wenn man das bedenkt, so ist es nicht verwunderlich, daß im Jahre 1639 zu Alkmaar zum Nutzen eines Waisenhauses 120 Tulpenzwiebeln für 190000 Gulden verkauft wurden. Für einzelne Sorten wurden Preise von 6000 bis 12000 Gulden bezahlt. Die Blütezeit dieses schwindelhaften Handels war 1634—1637. Dann wurde zur Regelung der Preise von seiten der Regierung eingeschritten und am 27. April 1637 eine Verordnung erlassen, die dem unreellen Treiben ein Ende bereitete. Das Hauptgebiet des Handels war damals schon Haarlem, während sich der Anbau wohl über das ganze Küstenland erstreckte. Heute ist das eigentliche Blumenzwiebelland der Küstenstrich von Alkmaar bis Haag, 6 Kilometer landeinwärts. Wer in Friedenszeiten im Sommer oder Herbst, von einem der Bäder kommend, mit dem D-Zug das Land durcheilte, hat zweifellos auch die durch niedere Buchenhecken abgegrenzten gartenähnlichen Flächen gesehen, die zwischen saftig-grünen Wiesen eingebettet liegen. Das sind die eigentlichen Blumenzwiebelfelder, die im Frühjahr mit vielen Hunderttausenden blühender Hyazinthen und Tulpen in den grellsten Farbentönen von Rot und dem sanften Blau, Gelb und Weiß besetzt sind. Eine süße Duftwolke lagert über dem Land und wird vom Wind meilenweit fortgetragen.

Dieses Küstenland mit seinen vorzüglichen Eigenschaften für den Anbau gärtnerischer Pflanzen ist das gesegnete Gartenland Europas; denn der Zavelgrond, wie der aus Meeresschlamm und Sand bestehende Boden genannt wird, ist nirgends in so vorzüglicher Beschaffenheit zu finden. Die Bodenfeuchtigkeit kann durch die zahlreichen Wasserkanäle und ihre Stauwerke nach Bedarf geregelt werden. Das milde Klima und die feuchte Seeluft sind weitere Vorzüge für den Pflanzenbau, wie sie kein anderes Land besitzt. Allerdings mühelos haben die Holländer dieses Stückchen Erde nicht erworben. Mit ungeheuren Kosten und vielem Fleiß wurde der größte Teil dieses Landes dem Meere abgerungen. Noch Mitte des vorigen Jahrhunderts wogten an Stelle der Blumendolden die Fluten des Haarlemer Meeres, auf dem früher die spanischen und holländischen Kriegsschiffe sich heftig bekämpften. Mit großem Aufwand und Geschick wurden die Kanäle zur Ableitung des Wassers gebaut und Dämme errichtet, um dem Eindringen des Meeres Halt zu bieten. So wurden 18000 ha Land dem Meere abgezwungen und dem Landbau geschenkt. In Zukunft soll auch die Zuidersee auf gleiche Weise nutzbar gemacht werden.

Wenn man die günstigen Verhältnisse für das Gedeihen und den Verkehr betrachtet, so ist erklärlich, daß allgemein die Ansicht Verbreitung gefunden hat, nur in Holland können Blumenzwiebeln so vorzüglich sich entwickeln. Die Ziffern über die Erzeugung bestätigen auch, daß Holland eine Haupteinnahmequelle in der Blumenzwiebelkultur besitzt. Noch im Kriegsjahr 1914 wurden 25 Millionen Kilogramm Blumenzwiebeln gezogen, die einen Wert von ebenso vielen Millionen Mark darstellen. Davon kauften Deutschland und Österreich-Ungarn über $5^{1}/_{4}$ Millionen Kilogr., England $7^{1}/_{2}$ Mill. Kilogr., Amerika $7^{3}/_{4}$ Mill. Kilogr., der Rest entfällt auf die übrigen Länder. Beachtenswert ist, daß Deutschland im Verhältnis zu seiner Bevölkerung den größten Verbrauch hat, der sich auf rund 4 Millionen beziffert. Es ist begreiflich, daß die Länder, die von Holland Blumenzwiebeln kaufen, versucht haben, das Geld dem eigenen Lande zu erhalten. So hat Amerika schon im Jahre 1908 am Pugetsund in der Nähe von Bellingham im Staate Washington unter Leitung des Ackerbauamtes den Anbau versucht und sehr befriedigende Erfolge erzielt. Die Ausbreitung scheitert aber an den teuern Arbeitslöhnen, der hohen Fracht und den Schwierigkeiten der Vermarktung. Das sind schwerwiegende Umstände, die die Holländer vor einem ernstlichen Wettbewerb schützen; denn ihnen stehen billige Arbeitskräfte, die Beförderung auf dem Wasserwege und die zentrale Lage an Europas Hauptverkehrswegen zur Verfügung. Auch in Südrußland wurden am Asowschen Meer bei Rostow Anbauflächen für Blumenzwiebeln angelegt, ebenfalls mit gutem Erfolg und unter günstigen Verhältnissen, so daß die Ernte für Rußland von Bedeutung ist. In der Umgebung von Berlin wurden schon vor einigen Jahrzehnten Versuche gemacht, die gleichfalls befriedigten, aber mit den billigen Preisen der Holländer konnten die Erzeugnisse nicht in Wettbewerb treten. Neuerliche Versuche in Ungarn, die der Hofgartendirektor Umlauft angeregt hat, bestätigen, daß auch dort die Blumenzwiebel gedeiht und sich durch gute Blühwilligkeit auszeichnet. Die Zukunft wird lehren, ob nicht auch der Orient ein ebenso billiges wie brauchbares Anbaugebiet werden kann, zumal die Hyazinthe und Tulpe sowie manches andere Zwiebelgewächs ursprünglich aus dem Orient stammen. Die Möglichkeit, dort ein neues Blumenzwiebelland zu gründen, ist deshalb nicht ausgeschlossen. Dabei spielt noch ein anderer Umstand mit. Schon seit Jahren sind die Holländer gezwungen, die Frühblüher unter den Blumenzwiebeln ein Jahr im südlichen Frankreich nachzubauen, um ein zeitigeres Ausreifen und damit die frühere Blühbarkeit zu erzielen. Die in Frankreich nachgebauten Sorten reiften infolge des warmen, sonnenreichen Klimas im Süden besser und früher aus, und die nun folgende längere Ruhezeit der Zwiebel war günstig für die spätere Entwicklung der Blume. Die gleiche Beobachtung wurde auch mit den in Rußland und Ungarn gezogenen Blumenzwiebeln gemacht. Die feuchten Sommermonate an der holländischen Küste lassen dagegen die Zwiebeln nur langsam ausreifen und bedingen noch die künstliche Nachhilfe durch Einlagern in heizbare Trockenräume.

So einfach und mühelos ist demnach der Anbau in Holland nicht. Er wird von den Landwirten nach dem Umfange ihres Grundbesitzes und der Zahl der Arbeitskräfte in der Familie betrieben. Die meisten Bloembollentweeter ziehen sogar nur eine oder einige Sorten, die sich für ihren Boden als die besten erwiesen haben. Schon der Urgroßvater hat sie gebaut, und der Enkel zieht sie in gleicher Weise. Der Wechselbau mit Kartoffeln, Gemüse oder einer anderen landwirtschaftlichen Kulturpflanze ist als Vor- oder Nachfrucht dabei notwendig.

Während zweier Jahre besteht die Pflege in sorgfältigem wiederholten Behacken und Freihalten von Unkraut. Frühzeitige Blüten werden ausgebrochen. So sieht man ganze Kahnladungen Blumen als nutzlos auf den Komposthaufen wandern, denn sie würden die gute Entwicklung der Blätter und der Zwiebel verzögern.

Im dritten Jahre werden die Zwiebeln im Juni, nachdem die Blätter abgewelkt sind, aus der Erde genommen und in Schuppen oder Lagerhäuser zum Nachreifen gebracht. Die zum Frühtreiben für Weihnachten bestimmten Frühsorten müssen durch Heizen der Räume künstlich ausgereift werden.

Vielfach werden aber auch die dreijährigen Zwiebeln zur Nachkultur an französische Züchter im Süden Frankreichs weitergegeben oder an die Abnehmer zum gleichen Zwecke verkauft. Daß der Krieg in dieser Hinsicht eine Änderung bringen wird, ist nicht von der Hand zu weisen. Die Holländer verkaufen uns als gute Geschäftsleute ihre zwei- und dreijährigen Bloembollen ebenso gern — wie die treibfähigen. Der Weiterkultur in den Ländern der Donauniederung, in Ungarn, Bulgarien oder in der Türkei steht kaum etwas entgegen; es gilt also nur, die Bevölkerung dafür zu gewinnen und den Anbau einzuführen. Die Hauptsache wird sein, daß sich berufene Kreise mit der Durchführung beschäftigen, damit die Arbeit auch nutzbringend wird und nicht im Versuch stecken bleibt. Wenn wir zur Zeit wenig holländische Blumenzwiebeln sehen, so liegt folgender Grund vor: Um der Abwanderung des Goldes nach Holland vorzubeugen, hat der deutsche Bundesrat die Einfuhr holländischer Blumenzwiebeln auf ungefähr den vierten Teil des Friedensverbrauchs beschränkt. Ein Überfluß an Blumenzwiebeln war in Holland nur im dritten Kriegsjahre vorhanden. Heute sind die Blumenzwiebeln viel teurer als vor dem Kriege, und die Gärtner behaupten, daß sie nicht besser geworden sind. Die Holländer aber haben sich den veränderten Verhältnissen schnell angepaßt. Sie bauen heute Gemüse in ungeheuren Mengen und finden damit nicht allein einen besseren Verdienst, sondern auch zahlreiche und willige Abnehmer.

Trotz aller Wettbewerbsmöglichkeiten aber wird Holland wohl auch in Zukunft das Land der Blumenzwiebeln bleiben und die ganze Welt damit versorgen, wie es in Friedenszeiten das Land der billigen Gemüse war und unserem einheimischen Gartenbau einen schweren Wettbewerb bot.



Mirza-Schaffy und Zuleika. Nach einem Aquarell von B. Doubek.
Mit freundlicher Genehmigung des Verlags R. v. Decker in Berlin aus der 165. Auflage der Lieder des Mirza-Schaffy.

Zwischen Orient und Okzident.

Zum hundertjährigen Geburtstage Friedrich v. Bodenstedts am 22. April 1919.

Von Josephine Graf-Lomtano. (Hierzu fünf Abbildungen.)

Die Wellen sprühten um den Kiel des Dampfers, der im Spätherbst des Jahres 1841 von Lübeck nach Petersburg fuhr. Mit klopfendem Herzen lehnte ein blonder, hochgewachsener Jüngling an der Reeling. Es war der junge Philologe und werdende Dichter Friedrich Bodenstedt, der in die heiß ersehnte Ferne fuhr. Nach einer Jugend voll kleinbürgerlicher Enge führten ihn sein Glücksstern und die Hilfe einflußreicher Freunde in das altberühmte Moskau, und als Erzieher der Söhne des Fürsten Galizin mitten in eine glanzvolle Umgebung. Mit den empfänglichen Augen des Poeten sog er die Schönheit des Landes und die Eigenart seiner Dichter und Denker ein, spielend lernte er die Sprache beherrschen und belauschte an ihrer Hand den Herzschlag der Nation. Dann folgte er einem Rufe an das Gymnasium nach Tiflis. Auf glöckchenbehangenem Dreigespann, der Troika, durchsauste er die donische Steppe, die ganze Romantik des Kosakenlebens, und den schwermutsvollen Reiz der sibirischen Volkslieder lernte er kennen, überwältigt stand er vor der schauerlichen Schönheit des Kaukasus, dieses Gebirgsriesen, der nach zwei Meeren die Arme streckt, auf zwei Weltteile schaut und aus dem mit wildem Schaumgelock der Terek entspringt, „wie ein großer Gedanke aus dem Haupte des Genius“ — und stieg dann aus der eisigen Pracht des Hochgebirges herunter in das blühende Georgien, in die gärtenreiche Kyrosstadt. Hier sah er die Völker Asiens und Europas vorüberfluten; in lauen Mondscheinnächten belauschte er auf den flachen Dächern die wunderschönen Georgierinnen in ihren duftigen weißen Gewändern („Tschadren“); kühne Ritte trugen ihn in die uralten Klöster des Ararat und zu den seltsamen Felsenburgen der Lesghier; bis ans Schwarze Meer streifte er und an des Phasis sagenhaften Strand ins Land des goldenen Vließes — kurz, er führte, wie er selbst sagt, ein Leben wie im Märchen von „Tausend und einer Nacht“. Und der geistige Mittelpunkt dieses Märchens war sein Lehrer im Persischen, der „Weise von Gjändschah“, Mirza-Schaffy. Im blauen Talar, die hohe phry-

gische Mütze auf dem Haupte, den Bart von Salben duftend und zierlich gekräuselt, die Füße mit der gestickten Beschuhung untergeschlagen — so ruhte der aufgeklärte Tatar auf purpurnem Diwan, den Tschibuk, das Rauchgerät, auf niederem Tischchen zur Seite, die Schale mit blutrotem Wein, dem berühmten Kachetiner, erhoben und erschloß in den „Stunden der Weisheit", wie er seinen Unterricht nannte, seinem deutschen Schüler den goldenen Schrein persischer Dichtkunst, ließ die glutdurchhauchten Gestalten der orientalischen Schönen Zuleika und Hafisa an ihm vorüberschweben und goß in der bilderreichen Sprache des Morgenlandes den Schatz seiner heiteren Lebensphilosophie in gereimten Sprüchen vor ihm aus. Nicht mit dem Ohr nur, mit dem Herzen lauschte der deutsche Dichter, und wie er im Frühling 1845 sich losriß von dem geliebten Lehrer, von der stromdurchrauschten Gartenstadt — gerade am Tage eines glanzvollen Festes, an dem der rote Wein aus dem Brunnen sprudelte, die Straßen mit golddurchwirkten Teppichen belegt waren „und jedes Fenster ein Rahmen weiblicher Schönheit war" —, da nahm er in seiner Seele den ganzen Zauber des Orients, nahm eine Fülle unvergeßlicher Eindrücke in die deutsche Heimat mit.

Und nun, wie die Biene, die aus weit zerstreuten Blütenkelchen süße Beute sammelt, sie in sich verarbeitet und als Honig dem Genießer bietet, so ließ der junge Dichter die freudig aufgenommenen fremden Elemente durch den läuternden Filter seines Wesens gleiten und gab ihnen reife Gestaltung in seiner deutschen Muttersprache. Sein tiefes Erfassen der russischen Dichtkunst zeigte sich in seinen Meisterübersetzungen Puschkins, Lermontows und Turgenjews; in sicherem Nachfühlen traf er sowohl die weltschmerzliche Zerrissenheit des ersten, wie die kühne Romantik und drastische Charakterzeichnung der beiden anderen, und wenn wir seine „Poetische Ukraine", sein „Kosakenwiegenliedchen" in ihrer köstlichen Ursprünglichkeit lesen, dann begreifen wir wohl, daß einst ein junger Offizier vom Don, dem Bodenstedt diese Gedichte deutsch und russisch vorsprach, ihn in stürmischer Begeisterung ans Herz schloß. Den Schritt vom Dichter zum Kulturhistoriker wagte der nun schon bekannte Autor mit Glück und glänzendem Erfolg in seinem ersten großen Prosawerke „Die Völker des Kaukasus", worin er die heiße Heimat- und Freiheitsliebe und die wilden Kämpfe jener Gebirgsstämme unter Schamyl mit den Russen in kraftvoller Anschaulichkeit schildert. Und nun holte er aus dem Schatze seiner Reiseerinnerungen die köstlichsten hervor, jene Bilder aus Persien, verwob sie zu einem bunten Teppich von fremdländischer Pracht und breitete diesen aus vor den Augen der erstaunten und entzückten Welt: „Tausend und ein Tag im Orient", so nannte sich das leben- und farbensprühende Buch, leuchtend tauchten daraus die goldenen Tage von Tiflis und die Gestalt des persischen Weisen hervor, und als nun vollends die in den Prosatext eingestreuten Gedichte als die „Lieder des Mirza-Schaffy" in besonderer Ausgabe erschienen, da horchte die abendländische Welt hoch auf. Selbst nach Goethes und Rückerts Orientpoesie war dieser Ton ihr neu. Leichtbeflügelt wie Schmetterlinge gaukelten die anmutigen Verse dahin und trugen dennoch Goldkörnchen edler Weisheit mit sich. In blumiger Sprache entfaltete sich ein ungeheurer Bilderreichtum: Man hörte die Nachtigallen und Rosen in verschwiegenen Jasmingärten flüsternd Zwiesprach halten, mit brennenden Augen, in ihrer schwarzen Lockenpracht schlangen Zuleika und Hafisa den Reigen, und Mirza-Schaffy throute im „Diwan der Weisheit", seine Verse umlohten die Schönen wie Flammen, lächelnd hielt er der Welt die Schale mit purpurnem Kachetiner entgegen und jubelte ihr das willkommene Evangelium von der Lebensfreude, von Wein, Weib und Gesang zu. Allein das stete Maß des Schönen hielt den Genuß bei ihm in holden Banden, und selbst im Weine wird nicht der bacchantische Entfesseler der Sinne, sondern jener edle Feuerquell gefeiert, der Witz und Laune steigert und zur Begeisterung hinreißt. Dann wieder verwandelt sich der horazische Schwung des Dichters in göttliche Gelassenheit, und Sprüche von einer Weisheit, die über den Dingen steht, gleiten im Demantschliff feinster Versform von seinen Lippen. Neben dem geistreichen Inhalt war es vor allem diese Form, die bestach; die persische Ghasele mit ihrem klingenden Endreim zweier Worte schmeichelte sich unwiderstehlich ins Ohr, und die reimarme deutsche Sprache, die so oft schwerfällig gescholten wird, schmiegte sich willig in den fremdländischen Rhythmus und glitt leichtbeschwingt mit ihm dahin: Das waren wirklich „Wortperlen, gereiht auf seidnen Fädchen" und dieser „Verse Gang leicht wie der Gang der Schönen". Welches Verdienst aber auch seitens des vermeintlichen Übersetzers, der so glänzend das Original wiedergegeben hatte! Fast über Nacht waren die Person und das Schaffen Bodenstedts zum Brennpunkt des literarischen Interesses geworden. Wie grenzenlos war aber die Überraschung, als dieser nun sein unsichtbares Visier lüftete und sich selbst als den Verfasser der Lieder bekannte, die er dem Mirza Schaffy in den Mund gelegt! Es war die gelungenste und wohl auch harmloseste Täuschung, die der deutsche Leserkreis je erfuhr, und der Befremdung folgte alsbald helle Freude; denn nun war man ja um einen deutschen Dichter, nicht etwa nur um einen gewandten Übersetzer



Zuleika. Nach einem Aquarell von B. Doubek.
Mit freundlicher Genehmigung des Verlags R. v. Decker in Berlin aus der 165. Auflage der Lieder des Mirza-Schaffy.



Tiflis, die Hauptstadt der jetzigen Republik Kaukasus, wo Friedrich v. Bodenstedt im Jahre 1844 weilte.

reicher, einen Dichter von nicht gerade überragender Größe, doch von köstlicher Eigenart und einen Virtuosen in der Form. Es war der höchste Triumph von Bodenstedts Kunst, so glänzend das morgenländische Kolorit getroffen zu haben, daß man in ihm den Orientalen selbst vermutete. Mit der ihm angeborenen Anpassungsfähigkeit war er in die bunte Hülle des fremden Geistes geschlüpft, die ihm wie angegossen auf dem Leibe saß, und hatte vor der Welt mit Meisterschaft die Rolle des persischen Weisen gespielt. Der Erfolg war ungeheuer. Die „Lieder des Mirza-Schaffy“ flatterten über die ganze Welt, in alle Kultursprachen, selbst ins Persische und Tatarische wurden sie übersetzt, hervorragende Musiker: Spohr, Marschner, Rubinstein u. a., erachteten sie der Vertonung für würdig, viele Gedichte, wie das anmutige „Im Garten klagt die Nachtigall“, das jauchzende Lenzlied „Wenn der Frühling auf die Berge steigt“ sowie die leichtfaßlichen Weisheitssprüche zogen in die deutschen Schullesebücher ein, auf jedem Tisch im Salon und Bürgerhaus prangte das Werk in Goldschnitt als das Lieblingsbuch der deutschen Frau, mit seiner gewaltigen Auflagenzahl (165 bis zum Jahre 1917!) übertraf es sogar den vielgelesenen Geibel, und die Orientpoesie ist dadurch dem Deutschtum in einer weit leichteren und volkstümlicheren Art, als sie Platen und Rückert übte, neu gewonnen worden.

So spinnt sich um das efeuumwucherte Grab Mirza-Schaffys in Tiflis, der selber nie ein Dichter und in der Heimat kaum gekannt war, durch seinen Freund und Schüler Bodenstedt die Glorie des Ruhms im Ausland. Doch noch weit mehr verdankt die persische Muse dem deutschen Sänger. Sein lebensfrischer Odem blies den Staub der Bibliotheken hinweg, der den uralten Spruchschatz des persischen Astronomen Omar Chajjam bedeckte, und gab uns in diesem ein Buch von faustisch tiefer Lebensbetrachtung. Wie den Weisen von Tiflis, so ließ er auch den altberühmten Sänger von Schiras, Hafis, in neuem Glanze vor uns erstehen und zwar in einer Meisterübersetzung. Wohl sagt ein orientalisches Sprichwort, die Übersetzung verhalte sich zum Original gewöhnlich wie die linke Seite eines Teppichs zur rechten, das heißt, die Fäden seien wohl gleich verschlungen, allein das Muster trete doch nur verschwommen hervor. Allein bei Bodenstedts Übertragungen ist der volle Farbenreiz des Originals erreicht. Mit einer Zwanglosigkeit ohnegleichen gießt er die fremden Versformen, nicht nur die Ghaselen, auch die „Rubays“ und „Mesnewis“, in die schimmernde deutsche Form. Die Leichtflüssigkeit und Frische der Lieder: „Im Schatten deiner Haare blüht dein Antlitz wie Jasmin“ — „O Morgenwind, weh' ihr ins Ohr, was heute mir begegnet“ — „Ins schwarze Meer deiner Augen rauscht der reißende Strom meiner Liebe“ lassen nie eine bloße Übersetzung vermuten. Freilich tritt hier auch schon ein bewußtes Sichwiegen im Reime, eine gewisse Manier als Schwäche hervor, wie auch die eigenen Gedichte Bodenstedts auf völlig anderen Gebieten sich nie ganz von der orientalisierenden Färbung frei machen konnten.

Doch als wolle er diejenigen Lügen strafen, die in ihm nur den tändelnden Verskünstler sahen, so trat der Dichter nun mit Ernst und Eifer an den größten dramatischen Genius aller Zeiten, an Shakespeare, heran. Ein Jahrzehnt seines Lebens widmete er der edlen Aufgabe, zum Teil allein, zum Teil gemeinsam mit anderen Übersetzern, die hervorragendsten Dramen des großen Briten in ein mustergültiges Deutsch zu übertragen, und gab vor

allem Shakespeares lyrischen Kleinodien, seinen geheimnisvollen und vielumstrittenen „Sonetten", eine neue und feingeschliffene deutsche Fassung. Es war, als könne er sich nie darin genug tun, die Blüten fremder Dichtung in die deutsche Heimat zu verpflanzen. Auch die glutvoll düsteren „Rime" des Michelangelo und die starkgeistigen Gedichte von dessen Freundin Vittoria Colonna hat er als Ergebnisse einer Reise nach Italien in deutsche Verse voll strömenden Wohllauts und quellender Herzenswärme gekleidet. „Ich rang mit dem Geiste der deutschen Sprache und ließ ihn nicht, bis er mich segnete!" so erklärt er uns seine fast unbegreifliche Formvollendung. „Unser geliebtes Deutsch ist ein Instrument, dem tönende Finger alle Weisen zu entlocken vermögen, und wo Mißklänge entstehen, da trifft die Schuld nicht das Instrument, sondern den Musikanten." Ganz besonders Shakespeares vielverschlungenem Versbau gegenüber ist es bewundernswert, mit welcher Klarheit und Sicherheit Bodenstedt zugleich mit dem plastischen Wortbild den Sinn herausschält, und mit vollem Rechte dürfen wir zu seinem Lobe das liebliche Gleichnis des Hafis auf ihn anwenden: „Ja, keiner hob den Schleier vom Gedankenangesicht, der so wie du der Wortbraut krause Haare kämmt und flicht."

Die Glanzpunkte dieses Dichterlebens haben wir mit seinen Reisen und den poetischen Früchten dieser Reisen hervorgehoben. In späteren Jahren kam noch eine Fahrt übers Weltmeer zu den Wundern Amerikas hinzu. Daß Bodenstedt auch auf dem Friedenskongreß von 1849 in Paris weilte und, als man in Ermangelung einer deutschen Fahne ihn „als lebendes Banner Deutschlands" feiern wollte, schlagfertig erwiderte: „Ich kann das Gleichnis nicht annehmen, denn ich drehe mich nicht nach dem Winde!" sei als niedliche Episode erwähnt. So haben sich ihm die Schönheiten der Erde in einer Weise erschlossen, wie es nur ganz selten einem Dichter vergönnt ist. Aus immer neuen Quellen durfte er Anregung schöpfen, durfte in Wahrheit trinken, „was die Wimper hält von dem goldnen Überfluß der Welt". Und durfte diesen goldenen Überfluß beglückt und beglückend weiterschenken in seiner sonnig-lebensvollen, graziös beschwingten Verskunst. Doch sonst gesellten sich zu den lichten Bildern in diesem Dasein leider auch gar manche trübe. Die lichten waren des Dichters Herzensbund mit seiner geliebten „Edlitam" (Umstellung ihres Namens Mathilde), die Freundschaft der berühmtesten Zeitgenossen, die Gunst zweier Herrscher, Max II. von Bayern, die Bodenstedt die Münchener Professur, und des Herzogs von Meiningen, die ihm die Ernennung zum Hoftheaterintendanten dortselbst und den persönlichen Adel eintrugen. Die düsteren Einschläge in diesem Lebensgespinst waren die steten körperlichen Leiden des Dichters, sein heißes, vergebliches Ringen um den Lorbeer des Epikers und Dramatikers und ganz besonders die finanzielle Bedrängnis, aus der sich der ewig Unruhvolle, nirgends Seßhafte trotz der Zuvorkommenheit seines Hauptverlegers Decker nie ganz zu befreien vermochte. Doch siegreich durchbrach alle Wolken, selbst bis ins hohe Alter hinein, die bacchische Heiterkeit dieses lebensfrohen Geistes. Der schöne Greis mit dem hochgewölbten, phrenologisch merkwürdigen Schädel, dem weißen Knebelbarte und den trotz aller Leiden immer rosig angehauchten Wangen empfing mit bezaubernder Freundlichkeit die internationale Welt, die in seinem gastfreien Hause aus und ein strömte, sein Mund sprudelte über von Augenblicksdichtungen und geistreichen Scherzen, aus dem goldenen Herzen dieses unverwüstlichen Optimisten quoll lachende Lebensphilosophie, und ein gewinnender Zug von Harmlosigkeit vollendete das Bild dieses großen Kindes, bei dem die chronische Geldklemme beinahe wie eine liebenswürdige, selbstverständliche Zutat zum Dichterleben erschien. Unzählige Freunde und Tausende von Lesern trauerten um ihn, als er im Jahre 1892 in Wiesbaden die sonnigen Augen für immer schloß. Die Stadt veranstaltete ihm ein fürstliches Leichenbegängnis, und seine sterbliche Hülle umfängt ein Ehrengrab inmitten einer herrlichen Umgebung von Berg und Wald. —



Gasthof Mirza-Schaffy, das Geburtshaus Bodenstedts in Peine (Hannover). Phot. Leipziger Pressebureau.

Wie oft unterdrückt die Macht der Verhältnisse ein verheißungsvolles Talent! Bei Bodenstedt hat es dem Schicksal gefallen, einmal den Mäzen, den Talenteförderer, zu spielen. Es hat den schüchternen Studenten aus Peine zum Weltreisenden gemacht. In seinen Sprachen besaß er den goldenen Schlüssel zum Leben der Nationen, durch ihre Lieder sah er ihnen ins Herz. Jenes freudige Einschmiegen in ausländische Wesensart, jene restlose Aufnahme fremder geistiger Werte, mit einem Wort, jene außerordentliche Anpassungsfähigkeit, in der die Stärke und Schwäche unseres Deutschtums zugleich liegt, sie hat in Bodenstedt förmlich ihre Verkörperung gefunden. Mit Leichtigkeit ist er durch sie hineingewachsen in das herrliche Dichteramt, ein Vermittler des Schönen zu werden zwischen Volk und Volk, den Herzschlag der einen Nation, der in ihrer Dichtung pulst, der anderen fühlbar zu machen. Vor allem zwischen dem Orient und Okzident hat er die goldene Brücke geschlagen.

Es gab eine Zeit naturalistischer Strömung, in der man, befangen im Kultus des Häßlichen, den Dichter der Lebensfreude heiß befehdete. „Was singt er nur immer von Schönheit, Liebe und Daseinslust? Hat ihn, den Oberflächlichen, denn nie der Ernst des Lebens, kein schweres Zeitproblem bedrückt?" so schalten damals die Modernen. Sie kannten weder Bodenstedt noch seine Werke ganz. Sonst hätten sie gelesen — schon der Prolog der Mirza-Schaffy-Lieder belehrt uns darüber —, wie sehr sich der Dichter bewußt war, daß seine Schmetterlingspoesie an den Abgründen des Lebens entlang gaukelte, wie tief er empfand, daß die Erde auch damals „in Wehen kreiste und ein geharnischter Geist durch

die Welt schritt". Gerade darum lenkte er den Blick auf die Lichtseiten des Lebens, auf die farbige Fülle fremder Bilder, er gab seinem Volk als Talisman und Tröster bewußt das Heitere. Begierig griff einst die des Haderns müde Welt — griffen die deutschen Bürger von 1848 nach der willkommenen Gabe. Und wenn wir gegenwärtig mit Hafis seufzen möchten: „Welche Verwirrung im Laufe des Mondes erblick' ich! Rings auf der Welt nur Unheildroh'ndes erblick' ich!", wenn wir mit ihm aufschreien möchten: „Wer löst uns heute von des Lebens Last los?" — dann streckt sich vielleicht auch unsere Hand aufs neue aus nach Bodenstedts unverblühten Musenkindern, nach den Liedern des Mirza-Schaffy, die 1917 in neuem, farbenprächtigem Gewande erschienen sind, und, lechzend nach heiteren Eindrücken, sprechen wir zum Dichter: „Die Wucht der Zeit drückt uns zur Scholle nieder! Heb uns empor im Aufschwung deiner Lieder!"

Lieder und Sprüche von Friedrich v. Bodenstedt.

Wer einmal aus dem reichen Bronnen
Der Schönheit trank, hat Glut gewonnen,
Die, was er Böses auch erfährt,
Das ganze Leben ihm verklärt.

Der kühle Verstand beut vergebens
Seine Münze als Liebessold.
Der Verstand ist das Silber des Lebens
Und die Liebe des Lebens Gold.

Was Unglück und Sorge bringen,
Es ist nicht vergebens.
Immer aus dunklem Grunde entspringen
Die Quellen des Lebens.

Ja, wir sind der ganzen Schöpfung
Zweckbegriff und höchstes Ziel,
Sind der Stern im Aug' des Geistes,
Drauf das Licht des Himmels fiel.
Einem Ringe zu vergleichen
Ist die Welt, und zweifelsohne
Bilden wir auf diesem Ringe
Das Gepräge mit der Krone.
(Nach Omar Chajjam.)

Pflanzt, ihr Alten, in das Herz der Jugend
Diese Lehren aus dem Buch der Tugend:
Wer ins Herz dir zielt, dich zu verletzen,
Find' es wie ein Bergwerk, reich an Schätzen,
Werfen Steine nach dir Freundeshände,
Wie ein Obstbaum reife Früchte spende,
Sterbend hohen Sinns der Muschel gleiche,
Die noch Perlen beut für Todesstreiche!

Vergebens wird die rohe Hand
Am Schönen sich vergreifen,
Man kann den einen Diamant
Nur mit dem andern schleifen.

Der Rose süßer Duft genügt,
Man braucht sie nicht zu brechen —
Und wer sich mit dem Duft begnügt,
Den wird ihr Dorn nicht stechen.

Höre, was der Volksmund spricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben!
Und doch singt Mirza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben!

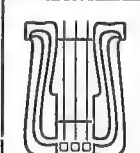
Ein graues Auge
Ein schlaues Auge,
Auf schelmische Launen
Deuten die braunen,
Des Auges Bläue
Bedeutet Treue;
Doch eines schwarzen Augs Gefunkel
Ist stets, wie Gottes Wege, dunkel.

Gib für der Begeisterung seligen Rausch
Alles zwischen Himmel und Erde in Tausch!
(Nach Omar Chajjam.)

Und was die Sonne glüht,
Was Wind und Welle singt,
Und was die Rose blüht —
Was auf zum Himmel klingt,
Und was vom Himmel nieder:
Das weht durch mein Gemüt,
Das klingt durch meine Lieder!

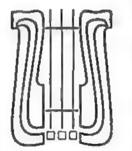
Wohl besser ist's, ohn' Anerkennung leben
Und durch Verdienst des Höchsten wert zu sein,
Als unverdient zum Höchsten sich erheben,
Groß vor der Welt und vor sich selber klein.

Nie kampflos wird dir ganz
Das Schöne im Leben geglückt sein —
Selbst Diamantenglanz
Will seiner Hülle entrückt sein,
Und windest du einen Kranz:
Jede Blume dazu will gepflückt sein.



Musikalische Zukunftsfragen.

Von Prof. Max Chop, Berlin.



Der Aufruf, den die Schriftleitung von Reclams Universum im Sinne der Wiederaufrichtung des deutschen Volks auf allen Gebieten kultureller Betätigung in die Welt sandte, wendet sich auch als ernste Mahnung an die deutsche Kunst und ihre Vertreter. Seit längerer Zeit beschäftigen sich die Führenden mit der Frage: Was wird aus dem musikalischen Schaffen, das vor Beginn des Weltkrieges bereits Einsichtige mit ernster Besorgnis für die Zukunft erfüllte? Besitzen wir die innere Kraft, uns in den Bahnen eines bedeutsamen Erbes zu entwickeln, oder greift das zersetzende Element weiter um sich und bedroht den nationalen Bestand? Sind die Gärungen nur auf innere Kraftlosigkeit und Schaffensohnmacht zurückzuführen, oder lassen sie die Möglichkeit wertvoller Neubildungen erhoffen? Es ist ungemein schwer, aus der Zeit heraus ein Urteil über sie zu bilden, weil der Abstand fehlt und die Gegenwartserscheinungen in ihren möglichen Folgen an die Mutmaßung, nicht an das positive Wissen appellieren. Immerhin bieten Geschichte und Vergleich wichtige Handhaben; sie lassen mit einiger Zuversichtlichkeit den Blick nach vorwärts schweifen und geben mit ihren festen Gesetzen einen verläßlichen Anhalt für die Wertbemessung.

Die Umwälzungen, die sich jetzt politisch in Deutschland vollziehen, haben auf dem Gebiete der Kunst schon weit früher eingesetzt: der Zug nach Demokratisierung, nach einer alle Gesetze der strengen Form, der Architektonik und Ästhetik umstoßenden Freiheit, die in ihren extremsten Erscheinungen nicht vor der Proletarisierung und Vernichtung alles Bestehenden zurückschreckte. Auch hier läßt sich mit unabweisbarer Deutlichkeit die Grenze zwischen ernst gerichtetem Willen zur Neugestaltung und Lust am Zerstören, Berechnung der Unfruchtbarkeit, erkennen. Die absteigende Richtung seit Wagners und Liszts Tod ist unverkennbar. Sie führt über das Epigonentum hinweg zur Ratlosigkeit gegenüber der Weitergestaltung oder Neubildung im Zeitalter des Materialismus mit dem Übergewicht der Technik und der Erfindungen. Aus der Neuromantik, die ihre engen Beziehungen zu den letzten großen Erscheinungen in jeder ihrer Äußerungen verriet, erstand die sogenannte Moderne, die den Impressionismus in allen seinen zahlreichen Abwandlungen und Erscheinungsarten in den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen rückte. In der Musik wie in der Malerei ertönte der Ruf nach „unbedingter Rückkehr zur Natur". Maßgebend war der Eindruck (l'impression), den die farbige Oberfläche eines Gegenstandes auf das Wahrnehmungsvermögen ausübt. Die Farbenspiele bei wechselnder Beleuchtung in verschwimmenden Tönen bildeten den Gegenstand der Darstellung, der sich in subjektivste Äußerlichkeiten verlor und bis zur vollkommenen Geschmacklosigkeit ausartete. Eine ins Ungeheuerliche gesteigerte Technik mit der Routine ihrer Verwendung sollte das ersetzen, was dieser sogenannten Kunst fehlte: die Verinnerlichung und Durchgeistigung. Bei der Malerei war die Täuschung noch eher zu erreichen, obwohl die völlig einseitige Belastung auch hier kundigen Augen sofort auffallen mußte; in der Musik aber verlangte der Impressionismus etwas Unmögliches: die Entäußerung eines wichtigsten Wesensbestandteils, ohne den eine Wirkung im künstlerischen Sinne überhaupt nicht möglich wurde. Der Gedanke als belebendes, Plastik leihendes Element verkümmerte, die prätentiöse Zurüstung aber bot nicht den geringsten Ersatz, im Gegenteil: sie brachte die Unproportionalität des Ganzen nur um so empfindlicher zum Bewußtsein. — Die radikale Richtung ging zielbewußt weiter, indem sie systematisch bestrebt war, den Gesamteindruck in die Einzelheiten seiner Wirkung aufzulösen. Auch hier schloß sie sich im Neoimpressionismus oder Pointillismus der Entartung auf dem Gebiete der Malerei an, sie verpönte jede einheitliche, zusammenhängende Bildung und beliebte das musivische Verfahren. Daß man sich damit immer mehr von dem entfernte, was als Ausgangspunkt der Bestrebungen gelten sollte, von der Natur, schien wenigen klar zu sein. Das Gebotene war alles Flächenkunst, also primäre Entwicklung, während die Natur die Plastik darstellt. Von hier aus bis zur gänzlichen Auflösung der künstlerischen Gesetze, bis zur Anarchie des Futurismus, war es eigentlich nur ein kleiner Schritt. Und doch schauten aus diesem zielbewußten Radikalismus neben der Spekulation der Unbegabtheit auch die grimme innere Not und Armut heraus. Die Auflösung des Tonalitätsgrundsatzes, der Versuch der „feineren Differenzierung" durch Einführung von Drittel- und Vierteltönen — alles lieferte den schlagenden Beweis für die völlige Ratlosigkeit, die, anstatt wieder aufzurichten, weiter zu zerstören trachtete.

In dieser Periode der Willkür und Gesetzlosigkeit, deren Physiognomie noch ergänzt wurde von der musikalischen Verproletarisierung durch die Burleske und den Gassenhauer der auf niedere Instinkte Spekulierenden, erstand in der Vox populi ein kräftiges Gegengewicht. Aus dem Ernste der Zeit schöpfte ein großes, seinen künstlerischen Idealen ergebenes Volk die Kraft zum entschiedenen Einspruch. Äußere und innere Not gaben's ihm ein. Der Musikwinter 1914/15 stellt etwa den Wendepunkt dar, an dem das musikliebende Deutschland die kategorische Forderung der „Rückkehr zu den Quellen" erhob und mit der Mißwirtschaft der sogenannten „Individualitätenzüchtung" aufräumte. Ganz plötzlich und wie über Nacht war das geschehen. Wo alles auf völkisches Selbstbewußtsein, auf völkische Kraft und Eigenart sich gestellt sah, schien es unmöglich, der Verkümmerung der Kunst weiterhin ruhig zuzuschauen und einer zwischenländisch schillernden Gesinnung das Wort zu reden. Eine Reaktion, die als Folgeerscheinung umstürzlerischer Hergänge unausbleiblich ist! Es zeigte sich nun nicht nur die gänzliche Verschiedenheit zwischen den Sippen, die bislang die Herrschaft sich angemaßt hatten, und dem Volke — es trat auch klar die unerschütterliche Liebe dieses Volkes zu seinen großen Meistern an den Tag. Es erzwang sich durch passiven Widerstand gegen alles „Moderne" den Rückweg. Die Tage der Bach-, Mozart-, Beethoven-, Brahms-, Wagner-Feste begannen. Sie sprechen zu deutlich für die Bewegung und sind noch in zu frischer Erinnerung, um hier besonders behandelt zu werden. Gewiß lag eine stark ausgeprägte Einseitigkeit in der Strömung. Indessen, man vergesse nicht, daß sie lediglich eine Folge der vorangegangenen Ausschweifungen bildete. Und das bewußte oder unbewußte Gefühl der unübersehbar großen Musikergemeinde war ein richtiges: Nur aus einer nach-

haltigen Beschäftigung mit dem Erbe des Klassizismus und der Romantik waren die Schäden zu heilen, war ein neuer, gangbarer Pfad zu finden für die Pioniere einer echten Kunst. Nebenbei kamen auch nunmehr, da das charakterlose Liebäugeln mit dem nicht bodenständigen, fremden Schaffen aufhörte, die lang genug beiseite geschobenen Lebenden unter den deutschen Tonsetzern, ebenso wie die zu Unrecht vernachlässigten Toten zu ihrem Recht. — Noch vor dem Eingreifen der Vox populi in die planlose Weiterentwicklung hatten übrigens die Besonnenen unter den führenden Geistern den Irrtum der „Moderne“ erkannt und reinliche Scheidung mit ihren Extremen durchgesetzt. Richard Strauß beweist es, indem er seiner „Salome“ und „Elektra“ den „Rosenkavalier“, „Ariadne“ und die „Alpensymphonie“ folgen ließ, die eine entschiedene Abwendung bedeuten.

Es ist mit Bezug auf diese symptomatischen Hergänge und Erscheinungen auf radikaler Seite viel von „ungesunder Stagnation“ und von „Rückschritt“ die Rede gewesen. Dieses Urteil beruht natürlich auf einseitiger Verkennung der Lage. Eher dürfte man in all diesen Dingen ein Anzeichen der inneren Gesundung erblicken, die schädliche Stoffe ausscheidet und die Vorbedingungen für ein neues, gedeihliches Schaffen gibt. Daß bei dieser Ein- und Umkehr die altbewährten Richtlinien als Wegweiser anerkannt werden, bestätigt den Ernst des Willens; zugleich auch erfüllt das Verfahren mit einiger Hoffnung und läßt uns mit guter Zuversicht in die Zukunft blicken.

Tod und Teufel.

Episoden aus dem modernen Totentanz. Von Hans Schoenfeld. (Mit einer Zeichnung von E. Gruner.)

Veröffentlichung nicht genehmigt, Presseabteilung stellv. General-Kommando XIX. Leipzig, den 9. 2. 18.

3. Im Keller.

Es muß die Kohlenstadt Lens im Artois schwere Schuld vor Gott auf sich geladen haben, sagen die Frommen im Lande, daß er sie also von Grund auf verderben ließ, die reiche, blühende welsche Stadt, wie kaum sonst eine, die Walstatt Europens auf und ab.

Er hat sie ausgetilgt gleich Sodom und Gomorra, sagen die frommen Eiferer, und ihre Bewohner zerstreut in alle Winde. Das ist nicht wahr. Die bußfertigen Gemüter können wohl sagen: Und die darinnen wohnten, siehet man nicht mehr. Sind aber doch noch Tausende von den Vierzigtausend geblieben, darum, daß die Liebe zu den vier Wänden, tierische Gewohnheit, Abstumpfung und Hoffnungslosigkeit sie hielten allen Todesschrecken zum Trotz.

Man sah sie nicht mehr, denn ihr Leben ging in der Tiefe; wo die deutschen Geschütze hausten und die feldgrauen Kämpfer. Britische Granaten, gierig und unbeirrbar, fraßen und fraßen vom deckenden Dach über



Keller Nr. 81. Von Erich Gruner.

der Tiefe Schicht um Schicht. Langsam schmolz das Häuflein der Todgeweihten im zertrümmerten Lens. Ich hatte es nicht eilig, und der Teufel, wenn er Besseres just nicht vorhatte, hockte gern in einem Lenser Keller ein, nicht wahr? Denn dort ging's nach deinem Sinn.

Da ist der Keller Nr. 81. Das Haus, das er einst trug, die Straße, die an ihm hinführte, sind nach Namen und Zahl längst vergessen. Es geht nur nach Kellernummern in der Stadt der fetten Kohlenhalden und rauchenden Schlote von ehedem.

Im Keller ist's dunstig und dämmerig und schwül. Die Menschen sind beieinandergepfercht und einem deutschen Geschütz beigesellt, das zugleich die Angst und der kindische Stolz der geduldeten Mitbewohner ist.

Der deutsche Kanonier hat 's Wort und fühlt sich. Sind's auch nur halbe Tiere, die er mit sich hausen läßt, deren Sprache er mehr ahnt als versteht – ihm behagt's, denn er hat's schon schlechter gehabt.

Der blöde Alte mit dem schrillen Lachen, den tränenden Augen und den gotteslästerlichen Flüchen auf die Engländer ist sein Mann. Ihn läßt er großmütig mithelfen.

Der halbwüchsige Bengel mit der heiseren Stimme und den frechen, hungrigen Augen, den gemeinen Redensarten und der grenzenlosen Verderbtheit, darf Munition schleppen. Hat er sich stockheiser gebettelt, dann fliegt ihm von irgendwoher eine Zigarette zu, die er mit geschickter Hand fängt und anzündet.

Wo das trübe Lampenlicht kaum noch hinfällt, in der Ecke haust das Mädchen; die Enkelin des alten tränenden Trottels und des heiseren Bengels junge Schwester. Sie liegt da faul und verführerisch auf dem Strohsack des Geschützführers, raucht seine Zigaretten, trinkt aus seiner Feldflasche und zeigt, daß sie alle Rechte ihrer Günstlingsstellung hütet. Ihre schönen, leidenschaftlichen Züge hat das Laster und die Kellerluft, das magere Essen und die Untätigkeit schlaff und fahl gemacht. Ihr Lachen ist heiser und dirnisch, ihre Bewegungen sind lässig und gemein. Nur ihr Mund ist süß geblieben. Ihre Lippen verziehen sich, ihr selbst nicht mehr bewußt, oft wie zum Weinen.

Und die gierigen, die unerbittlichen britischen Granaten nagen an der Decke aus Schutt und Steinen über dem Keller Nr. 81. Von Zeit zu Zeit fällt vor dem Geschütz die deckende Wand, dann zieht der Alte mit funkelnden Augen, widerlich gröhlend, fluchend und sich brüstend, die Leine und der Schuß schnellt los; die Maske fällt vors dampfende Rohr, und alles ist wie vorher.

„Ach ja, ich besinne mich," fiel Gottseibeiuns ein.

„Oft ritt ich verquer überm Rohr und sah mir mit eitel Freude die Szene an. Ich habe den Keller Nr. 81 noch immer dir Freund, der ihn längst zu erledigen wünschte, reif machte, abzudringen gewußt." Freund Hein lachte trocken in sich hinein: „Ja, so war's." Der Teufel müßte kein Teufel sein, er bekommt's einmal satt. Der Tod aber ist zäh. Er gibt nichts her, was er sich ausersah. So hat er den Teufel zum Keller geführt und ihm bedeutet: „Nun sieh das an."

Da warf sich die junge Dirne dem Gefreiten in die Arme; derweil stahl ihm der Bengel aus dem Brotbeutel mit teuflischem Lachen den Brotkant und Tabak, der Alte aber mit gemeinem Lachen beiden zusehend, spie aus und schrie unflätige Worte.

„Nun sieh das an, wiederholte ich dir. Hast recht. ‚Ah pfui Teufel,' versetztest du da. Ich lasse sie dir. Ich, der Tod, hob den Arm. Da fauchte es von Liévin heran; unsichtbar mächtiges Ungetüm, sank nieder mit schmetterndem Schlag, barst nicht und fraß sich weiter — barst dann. Aufzuckte rötliche Flamme, aufbrüllte schrecklich zerrissenes Geschoß — kleine Menschenschreie verächtlich zertönend . . . und wo der Keller Nr. 81 gewesen war, da klaffte ein Loch, aus dem schwarzgelber Qualm verekelt zu Lüften fuhr.

Zu Mus, zu Brei, zu totiger Masse mit Schutt und Stahl verquollen: die Dirne, der Deutsche, der Alte, das Kind."

Die reiche Kohlenstadt Lens muß Schreckliches verbrochen haben, sagen die Frommen, daß Gott sie also straft. Und ist doch nur der Krieg.

4. Drei in einem Loch.

„Ich, der Tod, hatte gute Laune. Ich spielte mit den Menschlein, die die große Abwehrschlacht in Flandern sich zurechtgemacht hatten.

Drei lagen in einem Loch. Wo lag das Loch? Ach, wie gleichgültig! Irgendwo am Westrande von Gheluvelt an der großen Yperner Straße.

Es gab viel solcher Löcher. Und viel Menschlein darin. Das nannten sie dann „vorderste Zone" halten. Unsereins pfiff sich durch die Zähne. Ich nannte das: Mausefallchen. Alle voll, alle voll. Darf kein Mäuslein raus.

Ich spielte, der große Würger, wie der Kantor auf seiner Orgel. Und wo ich auf eine Taste schlug, da streckte sich einer lang in seinem Mausefallchen und tat den letzten Schnaufer.

Im Loch der drei war eben der am weitesten links abgeholt und hinüber. Die Granate saß gut. Was sollen auch immerzu Volltreffer! Die machen zu rasche Arbeit.

Ich, der Tod, schlug wieder die Taste an. Da bekam der in der Mitte sein Teil.

Nun hatte der Dritte zu warten. Kommt keiner raus, keiner raus.

Ach Dritter, was kanntest du auch den Tod doch schlecht. Immer andersrum, Dritter, andersrum.

Der Dritte hatte seine irdische Rechnung abgeschlossen. Wo blieb denn nun die Granate? Es gingen die Minuten, es rundete sich die Stunde, der Vormittag ging hin. Wohl tanzten die Granaten ums Mausefallchen, doch nicht zu nahe, beileibe nicht zu nahe. Ich, der Tod, wollte es ja nicht.

Da legte der müde Mann sein Haupt ergeben auf den vorgestreckten linken Arm. Er konnte nicht mehr. Die Nerven rissen fast.

Ich, der Tod, schritt herzu. Noch ist er nicht reif. Doch stellen wir das Stundenglas schon ein. Ich schlug die Sanduhr herum. Das feine helle Strählchen lief eilends in den leeren Behälter, um dem armen Dulder die Erlösung zu beschleunigen.

Mein kalter Todeshauch hatte den Erschlafften geweckt. Doch war's nicht Todesangst, nein Todeswille, was ihn mit stählernem Gesicht unter sich greifen ließ.

Die Sanduhr rann, zur Hälfte schon gefüllt. Der Tanz begann von neuem. Nah, immer näher.

Da gab es kurzen Knall, ein schwaches Wöltlein stieg. Ein toter Mann fiel auf des Trichters Grund.

Ich, der Tod, eilte bestürzt herzu.

Was war denn das? Der Mann starb gegen Hans Klapperbeins Willen. Eigenmächtig und über den Tod noch Sieger?

Dumm rann und eilig das Strählchen der Sanduhr. Verächtlich stieß ich betrogener Mann das überflüssige Dings um und stützte die Hand auf die Hippe.

Selbstmörder müßte man ihn heißen? Den? Das war ein Held. Er bezwang ja mich, den Tod. Weil er mich erkannte.

Nicht als seinen tröstlichen Freund — nein, als treulosen Quäler, der das Spiel von Katze und Maus zur Abwechslung spielte. Nun hatte ich da seinen Denkzettel weg. Ich stand, und sann . . . und sann. Die Mäuslein, ja die Mäuslein. Man lernt nicht aus."

Der Knochendürre neigte sich vor ihm, dem Sieger. Und ich schritt davon. Ich hatte für heute die Lust am Handwerk verloren.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: E. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. – Copyright 17. April 1919 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Rätsel und Spiele

Abschnitträtsel.

An welchen Riffen scheitert nie ein Schiff,
Und welche Elle schwimmt gewandt und frisch?
Von welchem Traum träumt jetzt das ganze Land,
Und welche Tanten sind dir nicht verwandt?
In welche Lage kommt man vor Gericht,
Und welches Lumen ist kein Geisteslicht?
Sag, Welche Tusche färbt so rot wie Blut,
Und welche Knoten sind ein kostbar' Gut?

Lupus.

Magische Ecke.

a	a	a	a	a	a
a	a	a	d	d	g
g	g	g	i	i	n
n	r	r	r	r	r
s	s	u	u		
u	u	u	u		

Die Buchstaben in nebenstehender Ecke sind so zu ordnen, daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen bedeuten: Staat, Stadt und Fluß in Venezuela, Hafenstadt in Dalmatien, Hafen in Südmarokko, weiblichen Namen.

Homonym.

Ich bin bewohnt von Fürsten, reichen Leuten,
Und selten wohl von einem Bauersmann.
Doch kann ich auch ein Teil von mir bedeuten,
Und mehrfach triffst du mich dann immer an,
Sowohl in reichen Häusern und Palästen,
Als auch im Bauernhaus, dem ersten besten.

Besuchskartenrätsel.

Henni Wera Krauss

Riesa.

Was für einen Beruf hat die Dame?

Scherzgleichung.

(a-b)+(c-d)+(e-f)=x.

Erklärung:
a zeigt den Verbrecher vor aller Welt,
b ist ein blumengeziertes Feld,
c ein weimarisch Städtelein,
d soll ein deutscher Dichter sein,
e ein Band, das die Welt verbindet,
doch nicht, wenn Krieg ihren Haß entzündet,
f hat Natur dem Menschen gegeben,
daß mehr als die Tiere er schaffe im Leben,
Und x der erste Frühlingsgruß,
der in Feld und Garten bald blühen muß!

Auflösungen der Rätsel in Heft 28.

Damespielaufgabe:
1. Dd6–e5 Dd8–e7 A)
Auf 1. . . ., Da5 folgt 2. De1 u. 3. Db6 usw.
2. Dd4–e3 De7–d8
Auf 2. . . ., Da3–f8) gewinnt 3. Db2 (g7) usw.
Auf 2. . . ., Dh4 folgt 3. De1, 4. Dg5 usw.
3. Dd2–e1 Dd8–h4
Oder 3. . . ., Da5, 4. Deg3, 5. Dg5 u. 6. D×D.
4 De5–e3 Dh4–e7 (d8)
5. De3–e5 (b6) D×d2
6. D×D

A.
1. . . . Dd8–h4
2. Dd4–e5 Dh4–e1 (d8)
3. Dd2–a5 D bel. –h4 (g5)
4. De5–e7 usw.

Sprichworträtsel: Oberstein, Albertsee, Rothenburg, Danzig, San Remo, Emden: Erst sehen, dann reden.

Rätsel: Meter — Meteor.

*	k	l	m	f	d
e	a	b	c	d	e
u	f	g	h	i	k
i	l	m	n	o	p
a	q	r	s	t	u
o	v	w	x	y	z

Entzifferungsaufgabe:
Gehst du aufs Freien aus,
Wirst du ein Freier;
Aber die Freiheit
Opferst du auf.

Sanders.

Veränderlich: Stand, Gegenstand, Bestand, Anstand, Aufstand, Unterstand, Zustand, Ausstand.

Dreisilbige Scharade: Mutterwitz.

*

Haus- und Zimmergarten

Das persische Alpenveilchen (Cyclamen persicum) ist eine beliebte Topfpflanze, die wegen der Farbe und Gestalt der Blumen, sowie auch der schönen Blätter halber, gern blühend zu Geschenkzwecken gekauft wird. Sie gelangt deshalb meistens voll entwickelt in die Hände der Blumenfreundin. Um sie recht lange Zeit in voller Schönheit zu erhalten, bedarf die Pflanze nur des sorgfältigen Begießens mit lauwarmem Wasser, sobald die Erde sich trocken anfühlt. Der Standort sei hell, mäßig warm, am besten am Fenster eines geheizten Wohnzimmers. Doch ist darauf zu achten, daß die am Fenster einströmende Luft nicht unmittelbar den Topf trifft und so eine starke Abkühlung der Wurzeln herbeiführt. Derart erkältete Pflanzen welken trotz genügender Feuchtigkeit und sind nicht wieder gesund zu machen. Die Zugluft am unteren Fensterrahmen muß durch einen Fenstermantel, Packpapier oder einen Fensterblumenkasten abgehalten werden. Abgeblühte Zyklamen begießt man allmählich weniger, läßt sie aber nicht ganz einziehen. Die Herzblätter müssen erhalten bleiben, soll die Knolle im nächsten Jahre wieder blühen. Im August bis September pflanzt man sie in frische, humose Erde um und gießt wieder mehr. Es entwickeln sich dann zahlreiche Blätter und nach diesen auch Knospen und Blüten. So kann man mit einiger Aufmerksamkeit Zyklamen viele Jahre lang blühend wieder haben. Alte Stöcke blühen sogar viel reicher und anhaltender als die zweijährigen der Gärtnereien.


Persisches Alpenveilchen.

Bei dem Schnitt der Rosen, vor allem, wenn starke Triebe weggenommen werden, ist es ratsam, diese Stellen mit einem scharfen Messer nachzuschneiden und mit etwas kaltflüssigem Baumwachs zu verstreichen, damit die Schnittfläche besser vernarbt.

Buschzwiebeln. Eine allgemeine Klage im Frühjahr ist, daß die Zwiebeln auswachsen und sich nicht aufbewahren lassen. Es mangelt aber nur an der richtigen Behandlung. Meistens werden zwei Arten Zwiebeln gepflanzt, die gewöhnliche Ziebel und die sogenannte Buschzwiebel. Da die letztere klein bleibt, wird sie in den meisten Fällen auch zuerst gebraucht, weil sie zugleich eine Frühzwiebel ist. Die gewöhnliche Zwiebel wird erst im Herbst und Winter gebraucht. Man spare nun einmal die Buschzwiebeln auf das Frühjahr und den Sommer. Wenn sie an einem trocknen Ort aufbewahrt werden, wachsen sie das erste Jahr gar nicht aus und lassen sich ohne Mühe noch im zweiten Jahr verwenden.

Zur Bepflanzung steiler Abhänge, die das Abrutschen der Erde befürchten lassen, ist der Zwergholunder (Sambucus Ebulus) gut verwendbar. Wo er sich einmal angesiedelt hat, ist er nur sehr schwer zu vertilgen.

An Obstspalieren gibt es häufige Zweige und Äste, die viel langsamer wachsen als die übrigen und deshalb in der Entwicklung zurückbleiben. Solche schwachwüchsige Triebe bindet man von der Spalierwand los und läßt sie ungehindert möglichst senkrecht in die Höhe wachsen. Die starkwachsenden werden dagegen etwas nach unten gebogen und festgebunden. Diese werden dann weniger kräftig treiben und leichter Fruchtholz bilden, während die schwachen sich erholen.

Für Küche und Haus

Biersuppe wird aus 1 bis 2 Flaschen Bier hergestellt, denen man das gleiche Quantum Wasser beifügt. Etwas Salz, Zucker und Ingwer werden mitgekocht, Mehl klargerührt und in die kochende Flüssigkeit geschüttet. Vor dem Anrühren kann man etwas Eipulver hinzufügen.

Süße Graupensuppe. Durch die Kaffeemühle gemahlene Graupen kocht man mit reichlich Wasser und etwas Zimt 2 Stunden lang. Als Gewürz gibt man etwas Salz, Zucker oder Kunsthonig und Zitronenöl oder -essenz hinein. Man kann die Suppe auch durch ein Sieb treiben und 1 Ei hineinrühren, wobei man das Eiweiß zu Schnee geschlagen in kleinen Flöckchen beim Anrichten auf die Suppe setzen kann. Kalt und warm gereicht, ist die Suppe, auch die einfachere Art, vorzüglich. J. B.

Pfeffersoße. Man macht ein kräftiges Schwitzmehl, fügt eine gehackte Zwiebel hinzu und eine kleingeschnittene Mohrrübe; läßt dies einige Minuten lang bräunen und gießt dann Bouillon und etwas Obstwein hinein. Johannisbeersaft oder jetzt käufliche Preiselbeeren kommen hinzu. Ein Lorbeerblatt, Thymian, Pfeffer und Salz sind nicht zu vergessen. Das Ganze muß eine Stunde lang kochen und dann durchgeseiht werden. Diese Soße schmeckt ausgezeichnet zu kaltem Fleisch, man kann sie warm oder kalt dazu geben; auch hält sie sich sehr lange gut und frisch.

Nudeln in der Röhre. In einer Pfanne oder einem runden Backblech zerläßt man etwas Fett und gibt abgekochte, mit kaltem Wasser abgeschreckte und gut abgetropfte Nudeln hinein. Das Ganze bäckt man in der Röhre braun. Verfeinern kann man das Gericht, in dem man über die Nudeln etwas geriebenen Käse oder ein mit wenig Wasser oder Milch zerschlagenes Ei gibt. J. B.

Teig für Quark- oder Obsttorten. 1/2 Pfund Mehl wird in kleinen Stückchen mit 50–80 g Butter oder Margarine besteckt, 2 Eßlöffel voll Zucker und 3 Eßlöffel voll kaltes Wasser kommen hinzu, dann wird der Teig tüchtig verarbeitet. Er gibt 2 Obsttorten oder 1 größere Torte und kleine Mürbekuchen.

Krabben. Eine eiserne Kasserole wird erhitzt, ein wenig Butter darin zerlassen, dann kommen die Krabben hinein, denen 2 Löffel voll Essig oder 1 Löffel voll Weißwein etwas Geschmack geben. Man gibt Pfeffer und, wenn nötig, Salz, jedenfalls viel Pfeffer hinzu, etwas Persilie und Zwiebeln. Man muß dies Gericht recht heiß essen.

Kleieplätzchen. Aus der vom Mehl zurückbleibenden Kleie lassen sich wie folgt sehr schöne Plätzchenbacken: 1 Tasse voll Mehl, 2 Tassen voll Kleie, 1 Tasse voll Zucker, 2 Löffel voll Wasser oder Milch, 50 g Margarine, 1 Teelöffel voll Backpulver und 1 Vanillepulver. Diese Plätzchen, deren Teig ziemlich trocken sein muß, werden leicht gedrückt und auf ein Blech gesetzt und in mildem Feuer gelbbraun gebacken. Sie müssen hochgehen wie Makronen und schmecken wie diese. Man kann die Kleie einige Stunden lang weichen lassen.

Schellfisch in Bier gekocht. Eine sparsame Kochart für alle Fische, besonders Schellfisch, ist das Kochen derselben in Bier, wozu man leicht Flaschenbierreste oder Faßreste vom Abziehen von Bier verwenden kann. Der wie üblich zurechtgemachte und in Portionsstücke geschnittene Fisch wird eingesalzen und 15 Minuten lang stehengelassen. Indessen dämpft man zerschnittene Suppenwurzeln und 2 Zwiebeln in etwa 40 g Fett oder Margarine hellbraun an, legt die abgetrockneten Fischstücke, die man in geriebenem Schwarzbrot wälzte, darauf, gießt auf 3 Pfund Fisch 3/4 Liter Bier hinzu, fügt das nötige Salz, Pfefferkörner und 1/2 Lorbeerblatt bei und läßt die Fischstücke gut zugedeckt auf lindem Feuer langsam garziehen. Dann hebt man sie mit dem Schaumlöffel heraus, legt sie in eine tiefe, erwärmte Schüssel und stellt diese auf einem Topf mit kochendem Wasser. Die Tunke kocht man mit etwas gebräuntem Mehl sämig, streicht sie mit dem weichgekochten Suppenwurzeln durch ein Haarsieb und würzt sie mit etwas Maggi oder Plantox. Sehr fein schmeckt ein Zusatz von Tomatenbrei. Die kochende Tunke füllt man über die heißgehaltenen Fischstücke und trägt den Bierfisch mit Salzkartoffeln und nach Belieben noch mit Sauerkraut auf. Dieses Gericht ist sehr nahrhaft und von herzhaftem Geschmack. M. K.-S.

Polenta mit Pilzen. Gut abgeschwemmter Maisgrieß wird in Salzwasser dick eingekocht und kurz vor dem Anrichten recht fest in eine Ringform eingedrückt und heißgestellt. Indessen hat man aus getrockneten oder eingeweckten Pilzen ein ziemlich dickflüssiges Gemüse hergestellt und füllt es in die Mitte der gestürzten Form, worauf man es dick mit Petersilie bestreut und den Maisgrießrand mit etwas gebräunter Butter oder Margarine, in der man einige Semmelbrösel röstete, überträufelt. Dieses Gericht ist sehr nahrhaft und wohlschmeckend. An Stelle von Pilzen kann man auch ein Muschelragout oder dicklich gekochtes Backobst in den Maisring füllen. Hat man keinen Mais, kann man auch Graupen für den Ring nehmen. M. K.-S.

Kartoffeltaschen. Unter einen Suppenteller voll von tags zuvor gekochten, geriebenen Kartoffeln knetet man eine Tasse voll Mehl (auch Grieß), 3 bis 4 Löffel voll Zucker, etwas Salz, 1 Ei oder ein mit wenig Wasser angerührtes Ei, Sparpulver und wenn möglich 1 Eßlöffel voll kaltes Fett. Den tüchtig durchwirkten Teig rollt man dünn aus und schneidet viereckige Stücke. Auf jedes derselben legt man in die Mitte gedämpfte Äpfel oder sonst dergl., Marmelade oder Gelee, schlägt die Enden übereinander, so daß die Füllung bedeckt ist, und bäckt auf vorgerichtetem Backblech hellgelb. Will man sie als Abendbrot nehmen, so salzt man etwas stärker, läßt den Zucker fortfallen und füllt mit etwas feingewiegtem Fleisch oder gehacktem Ei, auch Hering oder dergl. und bestreut sie mit Schnittlauch oder Petersilie. Die Kartoffeltaschen können warm und kalt gereicht werden. J. B.

Unsere Witzecke

Heimgezahlt.

Ein nicht in gutem Ruf stehender Milchhändler ließ sich nach Abbruch des alten ein neues, schönes Haus errichten. Bald nach dessen Fertigstellung schrieb ein Schelm folgende Worte an die Haustür: „Wie kann Wasser solch großes Wunder tun?“

Gipfel der Zerstreutheit.

Ein sehr zerstreuter Professor ging eines Tages mit einem Kollegen plaudernd an einem großen, umzäunten Garten auf und ab. Eine Bemerkung stimmte ihn nachdenklich, er blieb stehen, hing seinen Regenschirm an den Gartenzaun, zog sein Notizbuch und schrieb sich einige Worte auf. Dann setzten die Herren, eifrig sprechend, ihren Weg fort. Als sie wenige Minuten später an derselben Stelle noch einmal vorüberkamen, fiel der Blick des Professors zufällig auf den einsam am Gartenzaun hängenden Schirm. „Ach, wie komisch,“ sagte er unschuldig lächelnd, „da hängt ein Schirm!“



Frühlingserwachen.

Liebenswürdig.

Hausfrau, zu ihrem Besuch: „Warum haben Sie denn Frl. L. nicht mitgebracht?“
Besuch: „Ich fürchte, sie störte!“
Hausfrau: „Stören? — Auch nicht mehr als Sie!“

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der vom Bundesrat verfügten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. Eine Rücksendung der Bücher findet nicht statt.

Romane und Novellen.

Lisardo. Ein verschollener Roman von Hermann Kurz. (Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart. Geh. M. 3.50.) Dem Literarhistoriker Dr. Heinz Kindermann ist es gelungen, diesen bisher verschollenen Roman des berühmten schwäbischen Heimatdichters aufzufinden. Kurzens „Lisardo“ nimmt als Entwicklungsroman eine eigenartige Stellung nicht nur im Rahmen von des Dichters eigenem Schaffen, sondern auch in der Geschichte dieser ganzen Kunstgattung, zu der auch Goethes „Meister“, Kellers „Grüner Heinrich“, Freytags „Soll und Haben“ u. a. m. gehören, ein. Für anspruchsvollere Leser ist dieses Buch eine der schönsten Gaben der letzten Zeit.

Schlesischer Musenalmanach 1919 II. Zweiter, abgeschlossener Vierteljahrsband für schlesische Kunst. Fünfter Jahrgang. Begründet und herausgegeben von Wilhelm Wirbitzky. (Verlag Th. Cieplik, Beuthen O.-S. Geb. M. 4.—.) Solche Bücher, wie der vorliegende neueste Band, die ihre Wurzeln tief in den Heimatboden senken, brauchen wir in einer Zeit, da die Untreue die Herzen gefangen hält. Vielen, nicht bloß den Schlesiern, wird der reichhaltige Band Stunden der Erquickung und des Genusses bereiten. Keinem Deutschen sollte dieses Buch unbekannt sein. Zeigt es doch, daß auch im äußersten Osten Deutschlands deutsche Art und deutsches Wort noch heute eine treue Pflegstätte gefunden haben.

Imperium mundi. Roman von * * *. (Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung [Max Grosse], Halle, Saale. Geb. M. 9.—.) Mit einer verblüffenden Kenntnis der diplomatischen und politischen Vorgänge der Zeit, die sich bis in das intimste Privatleben der Herrscherhäuser erstreckt, aber jedem Hofklatsch aus dem Wege geht, die trotz der Freiheit, die das Romankleid gewährt, nur Tatsachen gibt, die auch vor der historischen Kritik standhalten, wird hier dargetan, aus welchen Wurzeln völkischer und persönlicher Leidenschaften das namenlose Unglück erwuchs, das heute über der Welt lastet.

Harm Tjaddens seltsame Zeit. Ein Künstlerroman von Heinrich Tjaden. (Verlag Friedrich Kortkamp, Langensalza. Geb. M. 6.50.) Der Roman behandelt die reine Liebe zweier Kinder der Heide, die sich zusammenfinden wie in einem Märchen und dann nicht mehr voneinander lassen wollten, erzählt den vielbewegten künstlerischen Werdegang des Heidebauernsohnes Harm Tjadden, der sich nach harter Prüfung und starkmütiger Selbsterziehung wieder heimgefunden hat nach seiner einsamen Heide.

Echte Perlen. Roman von Carola Günther. (Verlag Paul Schimmelwitz, Leipzig.) Carola Günther schildert hier in schöner Sprache Charaktere echter deutscher Weiblichkeit. Das Buch ist als Lesestoff für junge Mädchen geeignet.







Deutsch-österreichische Dichter
aus Reclams Universal-Bibliothek

Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genügt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben.

Ed. v. Bauernfeld, Aus der Gesellschaft. Schauspiel. Nr. 3646. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Die Bekenntnisse. Lustspiel. Nr. 3827. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Der kategorische Imperativ. Lustspiel. Nr. 5784. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Krisen. Charaktergemälde. Nr. 3667. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Das Liebes-Protokoll. Lustspiel. Nr. 3869. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Moderne Jugend. Lustspiel. Nr. 3730. Grundpreis geh. 25 Pf.

Hans Fraungruber, Ausseer G'schichten. Erzählungen und Schwänke. Nr. 4850. 4887. 5386. Grundpreis geh. je 25 Pf.

Rudolf Greinz, Lustige Tiroler Geschichten. Nr. 5100. Grundpreis geh. 25 Pf., in Bibliothekband 60 Pf.
— Die Steingruberischen. — Der Kooperator. Zwei Tiroler Bauerngeschichten. Nr. 3186. Grundpreis geh. 25 Pf.

Franz Grillparzer, Der arme Spielmann. — Das Kloster bei Sendomir. Nr. 4430. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Die Ahnfrau. Trauerspiel. Nr. 4377. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Ein Bruderzwist in Habsburg. Trauerspiel. Nr. 4393. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Ein treuer Diener seines Herrn. Trauerspiel. Nr. 4383. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Esther. Dramat. Fragment. — Hannibal und Scipio. Dramat. Szene. Nr. 4392. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Die Jüdin von Toledo. Historisches Trauerspiel. Nr. 4394. Grundpreis geh. 25 Pf.
— König Ottokars Glück und Ende. Trauerspiel. Nr. 4382. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Libussa. Trauerspiel. Nr. 4391. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerspiel. Nr. 4384. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Sappho. Trauerspiel. Nr. 4378. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Der Traum, ein Leben. Dramat. Märchen. Nr. 4385. Grundpreis geh 25 Pf.
— Weh' dem, der lügt! Lustspiel. Nr. 4381. Grundpreis geh. 25 Pf.

Anastasius Grün, Gedichte. Nr. 4879/80. Grundpreis geh. 50 Pf., in Bibliothekband 90 Pf., in Geschenkband M. 1.80.
—, Spaziergänge eines Wiener Poeten und andere Zeitgedichte. Nr. 5007. Grundpreis geh. 25 Pf., in Bibliothekband 60 Pf.

F. Kürnberger, Der Amerikamüde. Amerikan. Kulturbild. Nr. 2611/15. Grundpreis geh. Mk. 1,25. in Bibliothekband Mk. 1,80.

Nikolaus Lenau, Die Albigenser. Freie Dichtungen. Nr. 1600. Grundpreis geh. 25 Pf., in Bibliothekband 60 Pf.
—, Faust. Ein Gedicht. Nr. 1502. Grundpreis geh. 25 Pf., in Bibliothekband 60 Pf.

K. Marilaun, Österreichisches Kriegstagebuch. I. Nr. 5770. II. Nr. 5883. Grundpr. geh. je 25 Pf.

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheure Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100% berechnet.

Versandvorschriften
für Ausweisscheine zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern.

Die **Ausweisscheine** können als **Drucksache** (50 g 5 Pf. Porto) versandt werden, dürfen aber außer der genauen Adresse des Absenders keinerlei schriftliche Bemerkungen, auch keine Unterstreichungen enthalten. Der Portoersparnis halber empfiehlt es sich, stets eine größere Anzahl Scheine zusammen einzusenden. Beigefügte Beträge in Briefmarken sind an den **letzten Ausweisschein leicht anzuheften.**

Zur Bestellung ist **ausschließlich** die jedem **zehnten** Heft des Universums beigefügte Postkarte zu benutzen. Wenn die Ausweisscheine **mit** der Bestellung zusammen im **Brief** gesandt werden, ist auf **richtige Frankierung zu achten (bis 20 g 15 Pf., über 20 g 25 Pf.!)**

Bei Geldsendungen durch Postanweisung (bis 5 M. 15 Pf. Porto) oder **Postscheck** (Postscheckkonto Leipzig Nr. 295; Gebühr bis 25 Mk. 5 Pf.) können Bestellungen auf dem Abschnitt vermerkt werden.

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 29
vom 17. April 1919 gültig bis 17. Oktober 1919 zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Alle regelmäßigen Bezieher von Reclams Universum, die den vollen Vierteljahrspreis von 6.50 Mk. zahlen, erhalten für je **zehn fortlaufend numerierte,** mit genauer Adresse versehene **Ausweisscheine eine Nummer von Reclams Universal-Bibliothek umsonst,** wenn die Bestellung auf der jedem zehnten Heft der Zeitschrift beigelegten **Bestellkarte** erfolgt. Die Auswahl kann der Besteller nach Belieben aus den Verzeichnissen der Universal-Bibliothek treffen. Die gesammelten Ausweisscheine sind **direkt an den Verlag** unter Beachtung der obenstehenden Versandvorschriften zu senden; für Büchersendungen im Werte bis 60 Pf. sind 7½ Pf., für Sendungen über 60 Pf. bis 3 M. sind 15 Pf. für **Porto und Verpackungsspesen beizufügen.**

Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Hier ausschneiden!

Zur Beachtung!

Da es unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen unvermeidlich ist, daß ständig eine Anzahl Bände der Universal-Bibliothek auf Lager fehlen, empfiehlt es sich, bei Bestellung stets einige Nummern als Ersatz für etwa fehlende anzugeben. Andernfalls muß der Verlag es sich vorbehalten, geeignete Werke nach seiner Wahl als Ersatz zu liefern, damit Porto, Zeit und Arbeit für nochmalige Rückfragen beiden Teilen erspart werden.

Durch unvorschriftsmäßige Versendung der Ausweisscheine entstehen für den Verlag Unannehmlichkeiten, insbesondere werden die Sendungen mit hohem Strafporto belegt; die umstehenden Anweisungen sind daher genau zu beachten.

Nach Belieben der Besteller können auch umfangreichere Bände sowie gebundene Ausgaben der Universal-Bibliothek oder andere Bücher des Reclamschen Verlages gegen die entsprechende Anzahl von Ausweisscheinen bzw. gegen Nachzahlung des Fehlbetrages bezogen werden; je zehn Ausweisscheine werden dann zum Wert von 50 Pf. angerechnet.

Hier ausschneiden! →

Ausweisschein Nr. 29

vom 17. April 1919, gültig bis 17. Oktober 1919.

Unterschrift und genaue Adresse des Absenders:

....

....

....

Für zehn fortlaufend numerierte Scheine eine Einzelnummer der Universal-Bibliothek umsonst

Deutsch-österreichische Dichter aus Reclams Universal-Bibliothek

J. Nestroy, Der böse Geist Lumpacivagabundus oder das liederliche Kleeblatt. Zauberposse. Nr. 3025. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Hinüber — Herüber. Scherzspiel. Nr. 3329. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Eulenspiegel oder Schabernack über Schabernack. Nr. 3042. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Zu ebener Erde und erster Stock oder: Die Launen des Glücks. Posse. Nr. 3109. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Tannhäuser. Zukunftsposse (nach H. Wollheim). Musik von Karl Binder. Nr. 4599. Grundpreis geh. 25 Pf., Klavier-Auszug Mk. 1.50.
— Frühere Verhältnisse. Posse mit Gesang. Nr. 4718. Grundpreis geh. 25 Pf.

Ed. Pötzl, Rund um den Stephansturm. Ausgewählte hum. Erzählungen, Skizzen und Studien. Nr. 2411/12. Grundpreis geh. 50 Pf., in Bibliothekband 90 Pf.
— Wiener Humoresken (Herr von Nigerl und Leute von Wien) zus. in einem Geschenkband Mk. 2.50.

Joseph Rank, Das Birkengräflein. — Muckerl, der Taubennarr. Zwei Erzählungen. Nr. 1077. Grundpreis geh. 25 Pf.

F. Raimund, Der Barometermacher auf der Zauberinsel. Zauberposse. Nr. 805. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Der Diamant des Geisterkönigs. Zauberspiel. Nr. 330. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Die unheilbringende Krone. Tragisch-komisches Zauberspiel. Nr. 4367. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Moisasurs Zauberfluch. Zauberspiel. Nr. 4054. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Die gefesselte Phantasie. Original-Zaubermärchen. Nr. 3136. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Der Verschwender. Original-Zaubermärchen. Nr. 49. Grundpreis geh. 25 Pf.

F. von Saar, Ginevra. — Die Troglodytin. Nr. 4600. Grundpreis geh. 25 Pf.

Hugo Salus, Nachdenkliche Geschichten. Nr. 5700. Grundpreis geh. 25 Pf.

Hermann Schöne, Aus den Lehr- und Flegeljahren eines alten Schauspielers. Mit drei Bildnissen des Verfassers. Nr. 4161/62. Grundpreis geh. 50 Pf., in Bibliothekband 90 Pf.

J. Siklósy, Eisenbahngeschichten. Nr. 1845. Grundpreis geh. 25 Pf.

A. Stifter, Abdias. Erzählung. Nr. 3913. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Bergkristall. — Brigitta. Nr. 3912. Grundpreis geh. 25 Pf., in Bibliothekband 60 Pf.
— Feldblumen. Nr. 3987. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Der Hagestolz. Nr. 4194. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Der Hochwald. Nr. 3911. Grundpreis geh. 25 Pf., in Bibliothekband 60 Pf.
— Die Narrenburg. Nr. 4072. Grundpr. geh. 25 Pf.
— Ausgewählte Erzählungen (Hochwald, Bergkristall, Brigitta). Grundpreis in Geschenkband M. 1.80

Ottokar Tann-Bergler, Alt-Wiener Ränke und Schwänke. Ein Dutzend Historietten. Nr. 3353. Grundpreis geh. 25 Pf.
— An der schönen blauen Donau. Ein Wiener Bilderbuch. Nr. 4490. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Der Herr Gegenkandidat. Schwank in einem Aufzug. Nr. 4122. Grundpreis geh. 25 Pf.

K. Wolf, Zwei Marterln und andere Tiroler Geschichten. Nr. 4111. Grundpreis geh. 25 Pf.

K. Zangerle, Meraner Geschichten. Nr. 5391. Grundpreis geh. 25 Pf., in Bibliothekband 60 Pf.

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheuere Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100% berechnet.

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: Paul Lehmann, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutsch-Oesterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien I, Wollzeile 16.

Hier ausschneiden!

Praktische Ratschläge

Selbstherzustellender Schuhsenkel-Ersatz. Die jetzt käuflichen Schuhsenkel für Schnürstiefel zeichnen sich durch nur sehr geringe Haltbarkeit und unverschämt hohen Preis aus, und bilden deshalb eine stete Quelle des Ärgers für jedermann, besonders für kinderreiche Hausfrauen. Nun kann man sich aber leicht einen bedeutend billigeren und recht haltbaren Ersatz selbst herstellen und zwar für gewöhnlicheres Schuhwerk aus entsprechend starkem Hanfbindfaden (nicht Papierbindfaden), der immer noch hie und da zu haben ist, oder sich noch im Haushalt vorfindet. Man bindet ein Ende davon an einem Haken fest, nimmt das andere in die Hand und trägt mit einer alten Zahnbürste Schuhcreme auf, bis der Bindfaden die gewünschte Schwärze zeigt. Dann überbürstet man ihn mit der Glanzbürste tüchtig und reibt ihn mit einem Wolläppchen glänzend, und so lange, bis der Überschuß an Farbe von ihm entfernt wurde. Die Enden dreht man zusammen, betropft sie mit schwarzem Packsiegellack und drückt und rollt diesen zwischen den angefeuchteten Fingerspitzen zur Form der üblichen Metallendstücke zusammen. Diese Art Schnürsenkel ist sehr haltbar und für Herren- und Kinderschuhwerk sehr zu empfehlen. Für feinere Damenstiefel oder farbiges Schuhwerk nehme man den noch in vielen Posamentengeschäften erhältlichen Soutache, steppe ihn mit der Maschine in doppelter Lage zusammen und versehe ihn wie oben mit Siegellackenden. Soutache gibt es noch in allen Farben und Stärken, und man kann hellfarbigen Soutache auch leicht, wie oben angegeben, schwärzen. Endlich kann man noch Reste starken, drellierten Häkelgarns, wie man es früher zum Häkeln oder Knüpfen von Decken und Netzen verwendete, zu haltbaren Schnürbändern verarbeiten, wenn man Luftmaschenschnüre daraus häkelt und sie dann wie oben bearbeitet. Derartige Garnreste finden sich noch in so manchen Haushaltungen vor und können auf diese Weise gut verwertet werden und die kostspieligen käuflichen Schnürbänder ersparen.

Theresia.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Beymann in Leipzig.
Anzeigen-Annahme für Deutsch-Oesterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I, Wollzeile 16.